This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Aus Chamissos Frühzeit.

Aus Chamissos Frühzeit.

Ungedruckte Briefe nebst Studien

von

Ludwig Geiger.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1905.

PT 1834
Z5G4

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Vorbemerkung.

Einer der umfangreichſten Abſchnitte dieſes Buches, der dritte, war bisher gänzlich unveröffentlicht; die vier anderen waren in Zeitungen oder Zeitſchriften gedruckt und zwar der erſte in der „Frankfurter Zeitung“, der zweite in der Sonntagsbeilage der „Voſſiſchen Zeitung“, der vierte im „Univerſum“, der fünfte in der Wiener „Zeit“. Alle aber erſcheinen hier ſo außerordentlich verändert und durch neue Briefe und Ausführungen vermehrt, daß das ganze Buch als ein neues bezeichnet werden kann. Die Materialien ſind im weſentlichen den handſchriftlichen Schätzen der Königl. Bibliothek entnommen, mit Ausnahme derer des erſten Abſchnittes, die ſich in Privatbeſitz befinden. Ich danke den Beſitzern der Handſchriften für die gütige Überlaſſung der wichtigen Papiere. Über

die Tendenz des Buches habe ich mich im Texte mehrfach ausgesprochen; die Art der Bearbeitung, die Verbindung von Text und Darstellung ist gleichfalls mehrfach begründet. Ich hoffe durch diese Darbietung den Fachgenossen wichtiges Material zu liefern und dem großen Publikum neue Beiträge zur Erkenntnis und Würdigung eines Lieblingsdichters der deutschen Nation darzubieten.

Berlin, den 23. Juni 1905.

Ludwig Geiger.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Chamissos Selbstbiographie und biographische Notizen über seinen Bruder	1—19
II.	Aus Adelbert von Chamissos Berliner Jugendzeit	20—117
III.	Die Versuche und Hindernisse Karls .	118—209
IV.	Chamisso und Helmina von Chézy .	210—239
V.	Chamisso und Frau von Staël . . .	240—278

I.

Chamissos Selbstbiographie und biographische Notizen über seinen Bruder.

Das erste Aktenstück unsrer Sammlung stammt aus Privatbesitz. Durch eine freundliche Notiz des Herrn Dr. W. Pfeiffer in Heidelberg gefördert, wandte ich mich an Frau Geheimrat Ribbeck, die Enkelin Eduard Hitzigs, des intimen Jugendfreundes und Biographen unsres Dichters. Von ihr erhielt ich einige Poesien des Dichters und die beiden in Nachfolgendem abgedruckten Schriftstücke, beide in seiner nicht guten und durch zahllose Verbesserungen recht schwer lesbaren Handschrift. Das erste ist eine Biographie des Dichters, die so lautet:

„Ich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt genannt Adelbert v. Chamisso

wurde auf dem Schloſſe zu Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1781 geboren. Die Emigration (1790) entführte meine Kindheit der Heimat. Meine Erinnerungen von 1792 und nächſten Jahren ſind für mich mein Buch, das ich noch oft ſtudiere, und das meinem geſchärften Blick eine gute Ausbeute liefert. Nach manchen Irrſalen durch die Niederlande, Holland, Deutſchland und manches erduldetes Elend ward meine Familie endlich nach Preußen verſchlagen.

Ich ward Anno 1796 Leibpage der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelm II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienſt bei einem der Infanterie-Regimenter der Beſatzung Berlins. Die mildere Regierung des erſten Konſul gewährte meiner Familie die Rückkehr nach Frankreich. Ich aber blieb zurück. So ſtand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Mann heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung, ich hatte nie eine Schule beſucht. Ich machte Verſe, erſt franzöſiſche, ſpäter deutſche, ich ſchrieb Anno 1803 einen Fauſt. Dieſes

Gedicht brachte mich zufällig einem andern Jüngling nahe, der sich gleich mir an Dichten versuchte, K. A. Varnhagen v. Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreiferweise der Musen-Almanach, der Anno 1804, da kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Kosten herauskam.

Diese Jugenderinnerung,[1]) die ich nicht bereuen kann, ward ein so segensreicher Wendepunkt meines Lebens. Obgleich ein derartiges Dichten nicht viel mehr war als dürftige Ausfüllung der damals durch die sogenannte neue Schule anempfohlenen poetischen Formen, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen, es brachte mich einerseits in enge Verbindung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen, andererseits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der seiner väterlichen Freundschaft mich würdigte. Ich habe später diesen Faust wie

[1]) Übergeschrieben: Vorsätze.

ſchlimm das Produkt war aus einer gewiſſen Pietät in meine Gedichtſammlung aufgenommen. Dem erſten Muſ. Anno 4, A. v. Ch. und K. A. V. folgten noch zwei Jahrgänge, zu denen ſich ein Verleger gefunden hatte, und er hörte erſt auf zu erſcheinen, als die politiſchen Ereigniſſe Herausgeber und Mitarbeiter auseinanderſprengten. Ich ſtudierte indes angeſtrengt Griechiſch, ſpäter erſt Latein und dann auch die meiſten lebenden Sprachen Europas. Der Entſchluß reifte in mir, den Kriegsdienſt zu verlaſſen und mich ganz dem ernſten Studium zu widmen. Die verhängnisvollen Ereigniſſe vom Jahre 6 traten hemmend und verzögernd zwiſchen mich und meine Zukunft[1]). Die Univerſität Halle, wohin ich den Freunden folgen ſollte, beſtand nicht mehr, ſie ſelbſt waren in die weite Welt zerſtreut, der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir ſelber, ohne Stand und Geſchäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich, ein Schwankender, die düſtere Zeit. Zerſtörender

[1]) Übergeſchrieben: zur Erholung.

wirkte auf mich ein Mann, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, dem mich empor zu richten nur eines Winkes bedurft hätte, und der mir noch unbegreiflicherweise sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten.

Dieser Zerknirschung ward ich entrissen durch den Ruf, den unerwartet 1810 alte Freunde meiner Familie an mich erließen, als Professor am Liceo zu Napoleonville. Ich reiste nach Frankreich. Ich trat aber meine Professur nicht an. Der Zufall des Schicksals des Waltenden entschied abermals über mich, ich ward gezogen in den Kreis der Frau von Staël. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 10—11 in Napoleon in der Nähe des Unterpräfekten H. Prosper de Barante zu und folgte im Frühjahr 11 der hohen Herrin, Frau von Staël, nach Genf und Coppet. Ich habe in ihrem Hause viele der bedeutendsten Männer der Zeit gesehen, und bei ihr eins der Kapitel der Geschichte Napoleons erlebt, seine Verfolgung dieser großartig wunderbaren Frau.

Ich verließ erst nach ihrer Flucht, im Spätjahr 1812 Coppet und meinen Freund August von Staël, um mich auch auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. Jetzt trat ich handelnd und bestimmend in meine eigene Geschichte auf und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie seitdem unverwandt verfolgt hat.

Die Ereignisse vom Jahre 13, an denen ich keinen tätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich abermals vielfach, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Zu dieser Zeit schrieb ich einmal, um mich zu zerstreuen[1]) und die Kinder meines Freundes zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl, das in Deutschland und besonders in England so populär geworden ist. In den Jahren 1815 – 18 machte ich an B[ord] des Ruriks eine Reise um die Welt, schrieb als ich zurückgekehrt war meine Bemerkungen, wo sie als Anhang zu der Reise-

[1]) Darüber geschrieben: Unbesonnenheit.

beſchreibung von K[otzebue] erſchienen. Ich war entſchloſſen, entweder auf einer zweiten beſonnener unternommenen Reiſe die Gelegenheit zu ſuchen, mehr für die Wiſſenſchaften, denen ich diene, zu tun, oder wozu mich das herannahende Alter mahnte, mich anzuſiedeln und eine Familie zu begründen. Das zweite verwirklichte ſich. Ich habe jetzt die Inſpektion des Königl. Botaniſchen Gartens und lege meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten in der Linnea von Schlechtendahl und anderen wiſſenſchaftlichen Sammlungen nieder. Ein literariſcher Verein, dem ich bei ſeiner Gründung mich anſchloß, veranlaßte mich, Gedichte, die Früchte meiner den Muſen gewidmeten Stunden, bekannt werden zu laſſen, die jetzt bei mehr Gehalt ſich einer Aufnahme erfreuen, die ich dankbar anerkennen muß. Eine erſte Sammlung erſchien in der zweiten Ausgabe des Sch(lemihl), eine vollſtändigere 1821. Dieſer möchte vielleicht eine andere Ausgabe folgen. Ich redigiere ſeit 1833 gemeinſam mit G. Schwab den deutſchen M.-A."

* * *

Dem großen Publikum dürfte die vorstehende Auseinandersetzung unbekannt sein. Der Kenner Chamissos dagegen wird sich wohl erinnern, das größte Stück davon schon gelesen zu haben. Wirklich stehen etwa drei Viertel des Ganzen bis zur Erwähnung des Schlemihl unter dem Titel „einleitend" in dem Werk „Reise um die Welt. I. Teil, Tagebuch", und zwar in der Umarbeitung, in der dies Werk zur Ostermesse 1836 erschien. Damit ist der terminus ad quem festgestellt; unsre Niederschrift kann spätestens aus dem Sommer 1835 stammen, weil bis zur Drucklegung eine Anzahl von Monaten vergehen mußte. Der terminus a quo ist aber auch 1835; denn da der Verfasser gegen Ende seiner Aufzeichnungen davon spricht, daß er den Musenalmanach seit 1833 herausgebe, so muß einige Zeit seit der Inangriffnahme dieses Werkes verflossen sein. Man dürfte also nicht fehlgehen, wenn man diesen Entwurf dem Jahre 1835 zuweist und in ihm die ursprüngliche Fassung zu der Einleitung jenes wissenschaftlichen Buches sieht, in

dem der Forscher sich seinen Kollegen vorstellen wollte, dadurch, daß er einen kurzen Begriff seines Lebens und Dichtens gab.

Daß unsre Fassung der Entwurf zu der gedruckten Einleitung, nicht aber die Ausführung ist, erkennt man aus folgenden Umständen: 1. Die letztere hat eine Reihe allgemeiner Bemerkungen, die den etwas trockenen Ton der ursprünglichen Darlegung erhöhen sollte, hauptsächlich drei: die erste nach der Erwähnung der Kindheits-Erinnerungen; die zweite nach der Hervorhebung der zerstörenden Wirkung eines bedeutenden Mannes; die dritte auf Napoleon bezügliche nach der Schilderung des Zusammenseins mit der Frau v. Staël.

Unsre Fassung weist, wie alles, was Chamisso in deutscher Sprache schrieb, viele und starke Fehler gegen deutsche Sprachregeln, zum mindesten Seltsamkeiten auf, die er erst vor der Drucklegung durch seine Freunde — hauptsächlich Hitzig — verbessern ließ; aber alle diese Eigentümlichkeiten, die so zahlreich sind, daß sie nicht im einzelnen aufgezählt werden

können, geben dem Ganzen einen so intimen Reiz, daß dessen Wiederveröffentlichung, wie ich hoffe, auch selbst den Lesern willkommen sein wird, die jene Fassung kennen. Diese ließ nun aber die in unsrem Druck folgende aphoristische Schilderung der Jahre 1815 bis 1835 weg, und setzte statt des Fehlenden eine ausführliche Erzählung der Umstände, unter denen der Forscher dazu kam, sich zu seiner Weltreise zu rüsten.

Die merkwürdigste Stelle der Selbstbiographie ist jedenfalls die folgende, die in dem gedruckten Text fast ebenso wie in unsrer handschriftlichen Vorlage lautet:

„Ein Mann, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, dem, mich emporzurichten nur eines Winkes bedurft hätte und der mich noch unbegreiflicher Weise sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten."

Wer ist dieser Mann? In den von Hitzig veröffentlichten Briefen findet man keine zur Erklärung ausreichende Andeutung. Die neueren

ernſt zu nehmenden Biographien von Max Koch und O. F. Walzel gehen nicht darauf ein. Eigentlich können nur, mit Rückſicht darauf, daß es ſich um die Jahre 1807 und 1808 und um Männer handelt, die in Berlin lebten, Fichte und Schleiermacher in Frage kommen. Doch muß der erſtere wohl ausſcheiden, weil er und die von ihm geübte treffliche Einwirkung faſt unmittelbar vorher erwähnt wird. Auch an Schleiermacher zu denken, wird dem, der des Meiſters Perſönlichkeit kennt, die Gewalt, die er gerade auf Jünglinge ausübte, die Luſt, mit der er Strebende aufzurichten und zu ſtützen ſuchte, nicht leicht. Doch möchte für ihn anzuführen ſein, daß er vielleicht aus übertriebenem Deutſchtum dem geborenen Franzoſen nicht traute. Außerdem ſoll darauf hingewieſen werden, daß der freilich leicht empfindliche Varnhagen, der Chamiſſo damals ſehr naheſtand, in jener Zeit mit Schleiermacher in Differenzen geriet und dadurch auch für den Freund eine ungünſtige Stimmung des Theologen erzeugt haben mag.

Gegenüber dieſer Vermutung, die bei dem erſten Abdruck unſres Stückes (Frankf. Ztg., Feuilleton, Auguſt) mit vorſtehenden Worten geäußert wurde, machte die feinſinnige Eigentümerin unſrer Handſchrift Einwendungen geltend. Sie beruhten im weſentlichen darauf, daß in den Traditionen ihres Hauſes, in denen ſie feſt wurzelt, von einer Abweiſung ſeitens Schleiermachers und einer dadurch erzeugten feindſeligen Stimmung unſres Dichters nichts bekannt war und gipfelten in der Bemerkung, daß für einen Poeten der beſte Führer und Ratgeber wieder ein Poet, daß daher, unter dem Geleitsmann, der ſich in ſeiner Stellung ſo ſchlecht bewährt habe, Goethe zu denken ſei. So verführeriſch nun auch der Hinweis auf den Meiſter iſt, und ſo beachtenswert auch die Anſchauungen einer Frau ſind, die, wenn auch nicht aus eigener Kenntnis, doch aus den Überlieferungen ihrer Mutter jene literariſche Glanzzeit in treuer Erinnerung hegt, ſo dürfen ſie keine Geltung erlangen.

Ein perſönliches Verhältnis zu Goethe hatte

Chamisso nicht. Es ist weder bekannt, daß er sich jemals brieflich an ihn gewandt, noch, daß er, der eifrige Wanderer, dem die Entfernung von Berlin nach Weimar keinen Schrecken einflößen konnte, einen Besuch bei ihm unternommen hätte. Das geistige Verhältnis ist das des Jüngers zu dem Meister. Des verehrungsvollen, aber nicht des unbedingt unterwürfigen. In den Briefen der verschiedenen Epochen kommen Bekenntnisse der eifrigen Lektüre, gelegentlich sehr anerkennende Äußerungen, aber nicht eigentlich enthusiastische Ausrufe über Goethe vor; erst aus der Altershzeit, nicht freiwillig, sondern durch Preisausschreiben der Mittwochsgesellschaft hervorgerufen, poetische Verherrlichungen des Altmeisters. Dazwischen einzelne abweichende Bemerkungen, z. B. „Goethe habe ich nie angebetet," ferner ein merkwürdiges Urteil über die „Wanderjahre", das, wenn man es nicht gerade als Verdammung auffassen will, einer Abweisung recht ähnlich sieht.

Ist also aus den äußeren Zeugnissen keine Stütze für die Vermutung zu entnehmen, daß

Goethe der erbetene, aber verſagende Helfer war, ſo könnte aus unſrer Stelle ſelbſt ein Gegenbeweis gegen Goethe entnommen werden. Chamiſſo hat freilich ſeit dem Jahre 1803 deutſche Verſe geſchrieben, aber zu der Erkenntnis, daß er ein deutſcher Dichter ſei, kam er erſt Jahrzehnte ſpäter. Selbſt dann, zu einer Zeit, da er mit Stolz bekannte, daß er überall geſungen und geleſen würde, war er oder wollte er nur ſein: Dichter im Nebenamt. Er war Naturforſcher, Gelehrter und Beamter, Poet dagegen nur in ſeinen Mußeſtunden. Nicht alſo um die Frage, ob der junge Mann — 28 Jahre alt, denn es iſt die Epoche kurz vor 1809 — ſich der Poeſie zuwenden ſollte, handelte es ſich, ſondern um die, welchen Lebensweg der aus dem Offiziersſtande ausgetretene, aber noch für keinen bürgerlichen Beruf Beſtimmte und Vorbereitete einſchlagen ſollte. Jene erſte, die aber gar nicht geſtellt war, hätte gewiß keiner beſſer beantworten können, als Goethe; zur Entſcheidung dieſer zweiten jedoch war er der am wenigſten Ge-

eignete. Er kannte nichts von des Fragenden Fähigkeiten, Verhältnissen, Neigungen. Er hatte ihn nie gesehen und war seiner Vergangenheit ebenso unkundig wie seiner Umgebung. Nicht er also kann unter „einem der ersten Geister der Zeit" verstanden werden, sondern ein solcher, der seit lange von Chamisso wußte, der an demselben Orte mit ihm lebte, der gerade in allgemeinen Bildungsfragen Autorität war und der, kraft seiner Stellung und seines Berufes als Pädagoge und Philosoph zum Ratgeber Hilfesuchender gleichsam prädestiniert war. Und so bleibt schließlich kein andrer als Fichte und Schleiermacher übrig und da der erstere aus den oben angegebenen Gründen auszuschließen ist, eigentlich nur der letztere.

Für ihn stimmt, so ungern man auch einen Flecken auf des herrlichen Mannes Bilde ließ, alles zusammen; daß Chamisso erst damals mit seiner Anschuldigung hervortrat, könnte man daraus erklären, ohne den Ankläger damit der Feigheit zu bezichtigen, daß durch den kürzlich erfolgten Tod des Berliner Weltweisen die Er-

innerung an ihn in gutem und ſchlimmem Sinne geweckt war.

Noch ein andres Moment muß hervorgehoben werden, das unſrer Selbſtbiographie Bedeutung zu geben imſtande iſt. Chamiſſo gibt hier nämlich ausdrücklich den 27. Januar 1781 als ſeinen Geburtstag an. Dieſer Tag war bisher ſtreitig. Bei Hitzig war der 31. Januar als Tauftag angegeben, und als ſolcher wird dieſer Tag auch einmal in der Reiſebeſchreibung genannt. Die meiſten andren Biographen (Karl Fulda, Max Koch, O. F. Walzel) haben ſich ſeit Hofmeiſters Unterſuchung auf den 30. Januar geeinigt. Die Annahme des eben genannten Datums ſchreibt ſich daher, daß der 30. Januar auf dem Grabſtein als Geburtstag angeſetzt wird und wird gefolgert aus zwei am 30. Januar 1821 an De la Foye und den Bruder Hippolyte gerichteten Äußerungen des Dichters, in denen er ſagt, er ſei heute vierzig Jahre geworden. Aber die ältere Angabe, die auf die Konverſationslexika zurückzugehen pflegt, wird geſtützt durch die Notiz in Hitzigs

„Gelehrtem Berlin“ auf das Jahr 1825 (Berlin 1826) Seite 45. Diese Angabe rührt sicher von dem Dichter selbst her, was man schon daraus folgern könnte, daß Chamisso mit Hitzig intim befreundet war, außerdem durch die Angabe der Einleitung zu jenem Verzeichnis bestätigt findet, in der es heißt, daß die Autoren selbst Mitteilungen über ihr Leben gemacht hätten. Dem doppelten Zeugnis des Jahres 1821 stehen also ausdrückliche Zeugnisse des Dichters, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, aus den Jahren 1825 und 35 entgegen. Zur Entkräftung dieser Zeugnisse darf man nicht den Unterschied einiger Jahre anführen, denn den für das Publikum bestimmten Angaben ist größere Beweiskraft zuzuschreiben, als denen, die nur in Privatbriefen enthalten sind. Aus diesem Grunde wird man in der Tat den 27. Januar als den Geburtstag des Dichters annehmen müssen.

An diese Biographie sei ein andres, vermutlich für eine deutsche Zeitung bestimmtes, möglicherweise auch in einem verschollenen

Blatt gedrucktes Schriftstück angeschlossen. Es enthält einzelne Mitteilungen des Dichters über seinen zweiten Bruder Karl (der genannte Hippolyte war der Ältere), von dem man bisher wenig wußte; die Schlichtheit des Ausdruckes, aus der doch eine große Wärme des Gefühls hervorstrahlt, wirkt ungemein wohltuend. Diese Biographie lautet:

„Aus einem altadeligen Hause entsprossen, war Charles v. Chamisso (ein älterer Bruder des deutschen Schriftstellers und Reisenden Adelbert v. Chamisso) in den ersten Zeiten der Revolution Page von Ludwig dem XVI., den er bis zum 10. August 92 nicht verließ. Er wanderte dann aus und litt und kämpfte unter den französischen Prinzen für die Sache der Emigration. Er widmete sich später der Malerei, ward Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und lebte in Deutschland und in Rußland seiner Kunst. Er kehrte unter der konsularischen Regierung in sein Vaterland zurück und lebte friedlich im Schoße seiner Familie zu Vertus in Champagne, in welchem Städtlein

er Maire war zur Zeit des Feldzugs 1813. Erſt nach der Reſtauration der Bourbons von Ludwig XVIII. perſönlich gekannt und ausgezeichnet, trat er in die adminiſtrative Laufbahn und ward zu Anfang des Jahres 1817 zum Präfekten des Lot Dept. ernannt. Er war ein aufrichtiger Anhänger der Charte, weil er erkannt hatte, daß die der Nation verheißenen Freiheiten zugleich die Grundſtützen des Thrones ſeien. Er hatte das Bedrohliche des unſicheren Ganges der Regierung, unter den ſo vielen Miniſterialveränderungen erkennend, ſtets jede Beförderung abgelehnt, um nur dem Wirkungskreis nicht entzogen zu werden, worin er ſich bewußt war des Guten, das er förderte, und der Liebe, die ihm zuteil geworden war."

II.

Aus Adelbert von Chamissos Berliner Jugendzeit.

Kaum ein Jahr nach Chamissos Tode wurde von seinem Lebensfreunde J. E. Hitzig seine Biographie herausgegeben. Sie bestand aus einer kurzen Darstellung der wichtigeren Tatsachen und etwa 200 Briefen des Dichters. Diese machen so sehr die Hauptsache des Werkes aus, daß die Biographie wesentlich als verbindender Text erscheint. Dieses Buch bildete den 5. und 6. Band von Chamissos Werken.

Bei der großen Beliebtheit, deren sich unser Dichter erfreute, konnte es geschehen — einer der wenigen Fälle von Biographien und Brief-

sammlungen von Dichtern —, daß innerhalb eines Vierteljahrhunderts 1839—64 fünf Auflagen dieser großen Sammlung erschienen. Seither, seit bald 40 Jahren, ist keine neue Auflage davon veröffentlicht worden. Die innerhalb dieses Zeitraums vielfach unternommenen Biographien des Dichters schöpften ausgiebig aus dem dort vereinigten Material, ohne es wesentlich zu vermehren.

Und doch ist eine solche Vermehrung möglich und nötig. Möglich aus den reichen Beständen der Varnhagenschen Sammlung in Berlin, die außer den Urschriften vieler von Hitzig abgedruckter Briefe zahlreiche unveröffentlichte verwahrt. Nötig, weil sie manches psychologisch Interessante zur Erkenntnis des Wesens des Dichters enthalten und gar manche bisher unbekannte und doch recht wissenswerte Tatsachen offenbaren.

Unter diesen Materialien an Umfang und Bedeutung gleich hervorragend sind die Briefe aus des Dichters Berliner „Frühzeit"; ich brauche dieses Wort gern in Erinnerung an

W. Scherer, der es auf Goethes jugendliche Entwicklung anwandte.

Zwei Gruppen dieſer Materialien treten beſonders hervor: die erſte beſteht in den Briefen Chamiſſos ſelbſt. Die an Varnhagen gerichteten wurden von dem Adreſſaten unmittelbar nach des Briefſchreibers Tode in einer ſelbſtändigen, übrigens wenig beachteten Publikation mitgeteilt — in Mundts „Freihafen 1838 Heft 4 gedruckt — und von Hitzig in der ſchon erwähnten Biographie teilweiſe verwertet; das Gleiche geſchah mit den Briefen an Roſa Maria Aſſing geb. Varnhagen, die indeſſen noch nicht genügend ausgebeutet ſind. Daß dieſe beiden Briefabteilungen — die an ihn ſelbſt und an ſeine Schweſter gerichteten, — in Varnhagens Sammlung ſich befinden, iſt natürlich genug — der geſamte Aſſingſche Nachlaß iſt mit dem Varnhagenſchen vereint — weniger klar iſt die Provenienz der Briefe an den gleich zu behandelnden de la Foye, aus den Jahren 1804—06, die zunächſt hier folgen ſollen. Einzelne Briefe an den

Genannten aus derſelben Zeit, überaus zahlreiche aus den folgenden Perioden ſind bei Hitzig gedruckt. Daß Hitzig die unſrigen gekannt und nicht gedruckt habe, iſt abſolut ausgeſchloſſen; man muß daher annehmen, daß der Adreſſat unſre Briefe bei Überſendung der hauptſächlichen Korreſpondenz an den Biographen nicht fand oder ſich zunächſt von dieſem ihm beſonders wertvollen Beſitz nicht trennen wollte und daß er ſie erſt ſpäter, man weiß freilich nicht bei welcher Veranlaſſung, dem bedeutenden Sammler überließ.

Die zweite Gruppe iſt die Korreſpondenz der Freunde: W. Neumann, Fouqué, mit Varnhagen und die des Letztern mit Chamiſſo. Eine wörtliche Mitteilung der letztgenannten wäre durchaus zwecklos, und ein Auszug aller kleinen Notizen aus den Briefſchaften der Freunde über unſren Dichter würde ſehr häufige Wiederholungen an den Tag bringen. Aus den zu dieſer zweiten Gruppe gehörigen Schriftſtücken wird daher nur dasjenige mitgeteilt, was wirklich unbekannt und bedeutſam iſt (ver-

gleiche hauptsächlich den dritten Teil dieses Buchs).

Der Freund, der nun als Empfänger mehrerer ausführlicher und inhaltsreicher Episteln vorgeführt wird, war Louis de la Foye. Er war gleich Chamisso Emigrant und preußischer Offizier, quittierte aber früher als dieser den Dienst. Er war schon Anfang 1804 zunächst mit Urlaub nach Frankreich zurückgegangen. Dort konnte er lange keine passende Stellung finden. Eine Zeitlang war er beim französischen Kriegskommissariat in Deutschland beschäftigt, dann Hauslehrer in Polen; seit 1808 war er dauernd in Frankreich, Professor in Caën. Dort empfing er mehrmals den Besuch seines Landsmanns und Freundes. Er verheiratete sich spät, war aber in seiner Ehe, der lange der Kindersegen fehlte, glücklich. Sein Interesse für die deutschen Freunde, seine Vorliebe für die deutsche Sprache hörte nicht auf. Er bediente sich ihrer zeitlebens — freilich ist von seinen Schriftstücken äußerst wenig bekannt — und verlangte auch in diesem Idiom ange-

ſprochen zu werden. Er ſtarb erſt im Jahre 1863.

Chamiſſos Briefe an dieſen Freund ſind vertrauten Inhalts. Sie ſprechen ſowohl von ſeinen als von des Freundes intimen Angelegenheiten. Es ſind „olle Kamellen“, Geſchehniſſe, die faſt hundert Jahre her ſind. Iſt es wirklich notwendig, ſie zurückzuhalten?

Es wird bei derartigen Mitteilungen von Laien gern das Wort gebraucht, daß zu viel gedruckt würde. Wie oft habe ich ſelbſt von ſehr verſtändigen und gebildeten Männern und Frauen betreffs Goethe, um wieviel mehr in betreff von Schriftſtellern geringern Ranges das Bekenntnis hören müſſen, ſie hätten an den gedruckten Werken genug und trügen nach mehr kein Verlangen, und die Klage, ſie würden durch ſolche Inedita nur verwirrt. Solchen Äußerungen gegenüber kann man nicht entſchieden genug Wichtigkeit und Bedeutung der Briefe hervorheben. Gerade die Briefe, und je intimer ſie ſind, deſto mehr, zeigen die Individualität des Menſchen, welche in den

Werken oft wenig hervortritt, da in diesen mancher Schriftsteller geflissentlich seine Persönlichkeit zurückdrängt. Besonders bei Chamisso kann man sagen, daß erst mit Zuhilfenahme der Briefe die ganze liebenswerte Persönlichkeit erkannt, daß durch sie der Schlüssel zum Verständnis mancher Schrift geboten wird.

Literaturkundige und Gelehrte hinwiederum, die das laienmäßige Urteil von Gleichgültigkeit oder Bedeutungslosigkeit der Briefe nicht unterschreiben, sind geneigt, vor Skandalsucht und Indiskretion zu warnen. Sie sprechen es geradezu aus, daß sie einen Horror vor Dichterliebschaften empfinden; besonders zartbesaitete reden mitunter, wenn sie von Aufhellung bisher unbekannter zarter Verhältnisse hören, von Leichenschändung. Solche Warnungen, ja solche Entsetzensäußerungen sind jedoch, wie mir scheint, wenig am Platz. Bei Veröffentlichungen, wie der vorliegenden, handelt es sich nicht um einen frivolen Sport. Weder das lüsterne Sensationsbedürfnis der Menge soll befriedigt noch der Versuch gemacht werden, einen Poeten, der als

Sänger keuſcher Liebe gilt, als Mädchenjäger oder ſittenloſen Lüſtling darzuſtellen. Zu Enthüllungen Caſanovaſchen Treibens oder zur Aufdeckung gemeiner Liebesabenteuer fühle ich nicht den geringſten Beruf. Wohl aber darf, ja muß der Forſcher und Leſer, der Chamiſſo, den Dichter und Menſchen verſtehen will, ſich bei ihm die Frage vorlegen: Wie kam er, der in ſeiner Lyrik und Epik eine ſo tiefgründige Kenntnis des Frauenweſens und -Charakters bekundet, zu einer ſolchen Kenntnis? Wie entwickelte ſich dieſes Einſamen Liebesleben, der erſt, als reifer Mann, den Vierzigen nahe, die Ehe ſchloß? Nicht Neugierde alſo und nicht Freude an Pikanterien regt ſolche Fragen an und drängt zu ihrer Beantwortung, ſondern ernſtes hiſtoriſches und pſychologiſches Intereſſe.

Chamiſſo aber braucht ſolche Offenbarungen nicht zu ſcheuen. Er wird durch ſeine Bekenntniſſe nicht erniedrigt, er büßt nichts ein von der Zartheit ſeines Weſens, ſowie von der Innigkeit und Wahrheit ſeiner Liebesbekenntniſſe ſpäterer Zeit; als ein geſunder Jüngling er-

ſcheint er, der häufig liebte oder zu lieben glaubte, der Tändeleien nicht verabſcheute und ſich eine günſtige Gelegenheit zunutze machte. Nur die ödeſte Philiſterhaftigkeit könnte an ſeiner Geſinnung Anſtoß nehmen oder ſeine Erlebniſſe verabſcheuenswert finden.

Von den nachfolgenden Briefen iſt der erſte buchſtäblich getreu mitgeteilt; bei den übrigen iſt in den Wortformen natürlich nichts geändert, nur ſind nicht alle orthographiſchen Seltſamkeiten und Fehler beibehalten.

Zum Verſtändnis des folgenden, gewiß erſten Briefes von Chamiſſo an den fernen Freund genüge der Hinweis auf folgendes: de la Foye, der noch keinen definitiven Abſchied von Berlin und Preußen genommen, hatte ein Liebesverhältnis in der preußiſchen Hauptſtadt angeknüpft, für das er des Freundes Vermittlung in Anſpruch nahm. Die beiden Engverbundenen hatten ſich mit Gleichſtrebenden: Wilh. Neumann, dem Dichter, K. A. Varnhagen, dem ſpäter ſo bekannten Diplomaten und Memoirenſchreiber, und Ferd. Koreff, der trotz ſeiner großen ärzt-

lichen Wirksamkeit zu poetischen und politischen Arbeiten Zeit und Muße fand, und einigen anderen zu einer Art von Geheimbund ohne irgend welche Ordensspielerei vereinigt. Sie wählten als Symbol τὸ τοῦ πόλου ἄστρον (Polar-Nordstern); „der Norden als Region der Wissenschaft war der Freunde erwähltes allgemeines Gebiet; der Polarstern auf Koreffs Vorschlag als Zeichen dieser Richtung bestimmt."

Man sieht indes schon aus diesem ersten Briefe, wie auch aus den folgenden, daß dieser Bund für Chamisso nicht bloß ein Wissenschaftsband und auch nicht nur ein Anlaß zu schwärmerischem Freundschaftsgewinsel war, sondern daß er in echt moralischer Weise für den Freund tätig zu sein, ihn von Abwegen zurückzuhalten, in sittlicher Auffassung zu stärken trachtete.

Ein äußeres Zeugnis dieser Verbrüderung war der Musenalmanach, von dem später noch zu reden ist.

Wie de la Foye, so war auch Chamisso in Herzensintrigen gefangen. Seine erste Auserwählte — so muß man schon sagen, weil um

die Hauptſonne manche Nebenſonnen kreiſten — war eine Franzöſin Ceres Duvernay, die in einer jüdiſchen Familie Erzieherin war. Sie war Witwe, hatte aus ihrer erſten Ehe ein Kind, war damals einem Amerikaner verſprochen (Ceres' Amerikaner hieß, wie Varnhagen,— an Chamiſſo, 3. Dezember 1805,— von Weißens erkundet hatte, Tilton oder Tilthon), der ſeine nahe Rückkunft verſprochen hatte, vertrieb ſich indeſſen die Tage ihrer kurzen Freiheit mit einem höchſt koketten Liebesſpiel mit Chamiſſo, den ſie bald anzog, bald abſtieß, mit Hoffnungen reizte, die ſie weder erfüllen konnte noch wollte. Die Beziehungen hatten zu der Zeit begonnen, da der Adreſſat unſrer Briefe noch in Berlin lebte, ſo daß der Briefſchreiber von der Angelegenheit als einer bekannten reden konnte; ſie ſchleppten ſich weiter, wie die von Ludmilla Aſſing 1867 mitgeteilten Epiſteln beweiſen, bis 1809; durch unſre Schriftſtücke werden die einzelnen Phaſen des Berliner Zuſammenlebens auseinandergehalten und viele kleine Vorfälle aus dieſer Liebeschronik erzählt.

Und nun mag Chamiſſo das Wort ergreifen; die von ihm angeführten Namen und Tatſachen können meiſt in kurzen Anmerkungen erklärt werden; nur ſelten wird der Kommentator zu längeren Zwiſchenreden ſeine Zuflucht nehmen.

1.

(Vor Juli 1804).

Chamiſſo an Lafoye.

Geſchehene giebts und nicht geglaubte Sachen.[1])

Wie ſoll ich Deinen Briefen beandtworten, Louis, den raſchen Aufbruch ungezügelter Flammen, von geflügelten Scherzen ſeltſam begleitet? Mich, lieber Louis, mich haben zweimal die Thränen des guten, ſchönen, unbefangenen Kindes gerührt und bedächtlich und ernſt war ich für Dich der es nicht wart. mögteſt Du, mein Freund, die Knoſpen der Roſen brechen, um einmal den flüchtigen genuß ihrer Wohlrüche zu genießen, und denn ſie laßen — vielleicht verwelken? Louis, Louis! Leuchtete Dein Stern Deinen heimlichen Freuden? — Dein Brief

[1]) Varnhagen bemerkt dazu: „Nach Camoens von A. W. Schlegel.“

übrigens (der mir wehe gethan hat) ist schön — wie die römische Elegien[1]). Gut war es aber daß Du mir ihn triebst, auch hätt' ich ihn gern für mich behalten, aber Du schienest ihn auch an V.[2]) zu richten, und ich laß ihn ihm vor. — Mehr und mehr, lieber Lafoye, muß ich mit dem tiefsten Ernste anschauen, selbst was in der galanterie am unbedenklichen erscheint. geschweige denn der heiligen Liebe Blüsten und Bande. Denn ich ging wohl in eine wundersame Schuhl und heute war für mich ein Tag des Ernstes.

Soviel war geschrieben und ich erhalte Deinen 2ten Briefen. Dieser, von meinem gutgekannten trefflichen Freunde, den an meinen glühnden Busen ich fest drücken mögte, Glück ihm wünschend zu einer raschen Thorheit, der sich eine ernste schöne Kette entspinnen kann, entscheidend über seinen Leben. Du bist ein edler Mann, mögtest Du itzt Vater sein und selbst im wiederstreite der gewöhnlichkeit oder

[1]) von Goethe, 1795 erschienen.
[2]) Varnhagen.

eitrer nach errungenem Siege, in Deiner Würde, Deiner Liebe, Deiner erfüllten Pflichten Genuß ein glücklicher Mann da ſtehen, der zu leben anfängt. Auf jeden Fall rechne auf mich. Sie hatt doch Deine Adreſſe, und wird Dir ſchreiben, wie unbedachtſam von Dir daß Du gingeſt ohne zu wiſſen wer ſie ſei ohne eine adresse zu haben ihr Briefe zukommen zu laſſen. was Du mir aufgiebſt ſoll morgen geſchehen ſollte ſich edwas entſpinnen, edwas vorfallen wo Du glauben ſollteſt daß ich das Wort für Dich führen könnte oder auf irgend einer Weiſe wirken: zwei Zeillen und ich mach es möglich daß ich ſelber nach Cassel gehe und eingreiffe, wo und wie Du mir deuten wirſt. — Ich leſe Deinen wohlgeſchriebenen trefflichen Briefen wieder, alſo lieb ich Dich, Bruder, und alſo darfſt Du τὸ τοῦ πόλου ἄστρον ins auge faſſen. Varnhagen entzückt dieſe genialiſche Willkür der unendlichen Liebe, er freuet ſich und liebt Dich, und wünſchet Dir glück wie — ich.

Wie wahr ſprichſt Du: wie ſo arm wie ſo

kargbegabt ſind wir gegen jene Liebereichen Geſchöpfe. — auch ich werde geliebt, ich ſoll Dir von mir ſprechen, laſſe mich erſt mich faſſen. — Sie[1]) hatte mir öfters von einem bejarten Freunde, einem Americaner geſprochen, deſſen letzte Briefe ſie unbeandwortet gelaſſen hatte warum dieß geſchehen war wußt ich auch. Dieſer Menſch ein edler mann, der ſie liebt, hat, beſorgt um ſie, ſich eingeſchifft und trift in wenigen Wochen hier ein. ſie kann ihn nicht mehr über das Meer bannen und weiſſ nicht eine Verbindung abzulehnen, zu der der von mir eingeſehene Drang der Umſtände ſie unwiederſtehlig reißt, bedrängt und geängſtet und liebekrank hätte ſie den raſenden entſchluß zu faſſen vermogt, ſich dem Geliebten hin zu geben, ihm und dem Schickſale ſich ganz anzuvertrauen, um jenem (ihrer Grundſätze nach) ſagen zu müſſen: ſihe, ich ward eines andern, kann nicht die Deine ſein. Sie gab mir einen Rendez-vous, wir lagen lange ſtunden

[1]) Ceres Duvernay, vgl. oben.

im hohen graſe gelagert, verſchlungenen Armen, kämpfend in heiſſen Schmerz und Luſt und ich — entrang ihr nicht die ernſte Entſchlieſſung. Sie ſchied als Schweſter von dem (mußt ich wähnen) hochgeachteten Manne, ſcheinend, ihr Loos ergriffen zu haben, und drückte ihm nach gewechſelten tauſend Schwüre der ewigen unvergeſſenheit den brüderlichen Kuß auf die Lippen und ſprach: Chamisso, wir ſahen uns zum letzten male alſo. und doch, Freund, doch weiß ich mich nicht aus dem Weibe zu finden, und nicht die verſchleierte Zukunft zu erſehen. Sie liebet, liebt, wo ſie ehret, ſchätzet, iſt ſinnlich, überſieht das geliebte, doch ſchwehrlich ſich ſelber, und Stark und Schön, die ſie iſt, liebet, kindiſch vielleicht, mit Dolche zu ſpielen, die ſie zu wätzen ihre Luſt hat. ſeither iſt es ganz wie vorher, nur ſpricht ſie gern in Geſellſchaft von dem ſchönen Orte des Waldes, wo ſie in hohem graſe ſich lagert und die einſamen Tritte ſie immer zurückführen. Daß ſie meinetwegen nur ſich einige mal geweihert hat Berlin zu verlaßen, magſt Du ſchon wiſſen. Daß ich über

den weg, der mich alſo geführt mir vorwürfe mache, habe ich Dir ſchon geſagt.

[Folgen die Sonette:

Ob ich es ſoll im raſchen Wahne wagen.

Und:

Die zarten Saiten ſtark erſchüttert laſſen.[1])]

Nun, lieber Freund ein Wort von dem ſeit Deiner Abreiſe vorgefallenen. Varnhagen zog gleich zu mir, entſchloſſen ſeine unabhängigkeit nicht eher als gezwungen auf zu geben. Die Stunden kommen ſehr ſparſam. er hat einige engagements von ſich gewieſen. ich (auch wir) ſind wenig fleiſſig geweſen. Doch lernen wir alle 4 miteinander griechiſch (N. und H. E.)[2]) Klapprot (der Chineser) ein Jung ſehr nach Koreff geſchlagen und gleich mit uns verbrü-

---

[1]) Das erſte, aus dem Almanach in der Kochſchen Ausgabe gedruckt, das zweite bisher ungedruckt, es ſoll in der von mir vorbereiteten Reclamſchen Ausgabe Platz finden.

[2]) Wilhelm Neumann und Heimann Ephraim, den Varnhagen in den von ihm veröffentlichten Briefen in Hermann Eberty umtaufte.

dert, hat uns die ersten Nachrichten von seinem unserm Freunde gebracht, wir schreiben ihm (dem K.) er soll wieder zu uns kommen. Klapprot[1]) bleibt hier bis Ostern und wir (ich und V.) sollen von ihm lernen — Persisch. ein Plan zu einer göttlichen Reise in Asien und Indien ist entworfen. Die würde in 5 Jahren erst ausgeführt werden können, es scheint nicht bloß ein schönes Mährchen zu sein. Davon ein ander mal mehr. — ich habe Kupfer zu enluminieren und kann dabei ein paar Thaler täglich verdienen. Die proben sind gemacht und genähmigt worden. — Dein Geld (Du hätteſt mir doch eine procuration lassen sollen) ist unter Deinem Nahme angekommen, ich habe erst an Lubinerski[2]) schreiben müssen, das ist geschehen und ich hab es. Die Rechnungen, zur Berichtigung von Varnhagen durchgesehen, haben Dir 16 rthlr. 2 gr. zugesprochen, welche

---

[1]) Julius Klaproth, s. die folgenden Ausführungen unten S. 41.

[2]) Vermutlich der Regimentskassierer.

als Depot in meinem Secretaire verſiegelt und überſchrieben liegen. Ich wollte Dir die papier Wiſche ſchicken. Der Almanach[1]) erſcheint das Jahr wieder. ſo viel iſt gewiß. Der dicke Sander[2]) wird ſich wohl breit ſchlagen laſſen und ihn ins Verlag nehmen. Klapprot iſt Mitarbeiter und liefert Blühten des Morgenlandes. wilſt du Beiträge liefern ſo eile. wir dedizieren ihn — an Koreff. Das haben wir in des Herzens geiſt und empfindung beſchloſſen. Koreff und Klaprot haben den Gottlieb der Natur aus Halle hinweg geſonetirt. l'histoire des mystifications du pauvre diable (Schade!) sont trop longues pour.

So endet der Brief in der vorliegenden Handſchrift. Mit „pour“ endet die Seite; zu ergänzen iſt „erzählt zu werden“ o. ähnl. Da auch am Rande nichts ſteht, Datum und Unter-

---

[1]) Der zweite Jahrgang auf 1805.

[2]) J. D. Sander, Buchhändler, deſſen Frau mit allen jungen Schriftſtellern intim verkehrte.

ſchrift gleichfalls fehlt, ſo iſt gewiß ein Blatt verloren gegangen.

Biographiſch wichtig iſt namentlich die Stelle, in der Ch. von ſeiner künſtleriſchen Tätigkeit ſpricht. Schon in der früher bekannten, nicht der oben gedruckten Faſſung der Selbſtbiographie kommt eine Stelle vor, des Inhalts, daß er in der trüben Vorberliner Emigrantenzeit ſeinen Eltern gelegentlich hätte nutzbar ſein können. Ich deute ſie ſo, daß er durch ſeine Zeichen- und Malkunſt zu den ſchmalen Einkünften der Ausgewanderten manchen Beitrag zu liefern imſtande war. Aus einer Stelle des oben abgedruckten Briefes erfährt man nun, daß er dieſe Kunſt, Kupfer zu illuminieren, auch während ſeiner Berliner Frühzeit fortſetzte, um mit den Einkünften ſeine ſchmale Leutnantsgage aufzubeſſern.

Einzelne Proben ſeiner Kunſt, aus denen ſich indes ein Urteil über ſeine Begabung ſchwer fällen läßt, haben ſich in dem Varnhagenſchen Nachlaſſe, bei den Chamiſſo-Papieren erhalten. Dieſe und die Arbeiten, von denen Ch. hier

ſpricht, waren zweifelsohne für die damals ſo beliebten und in Berlin zahlreich erſcheinenden Almanache beſtimmt.

Die Angelegenheit, um die es ſich zum Schluß handelt, iſt folgende. Chamiſſo ließ ſich durch ſeine Gutmütigkeit verleiten, von dem ſogenannten Naturdichter Gottlieb Hiller aus Köthen ein Gedicht „Zum Geburtstag eines Forſtmeiſters“ in den erſten Jahrgang des Muſenalmanachs aufzunehmen. Er hätte ſich dieſer Gutmütigkeit nicht zu ſchämen brauchen, da auch Goethe jenem eine ausführliche wohlwollende Rezenſion widmete und ſpäter auch in den „Annalen“ ſeiner anerkennend gedachte, aber die Berliner Genoſſen, im Dünkel auf ihre vermeintlich größere Bildung ſchämten ſich des aufgedrungenen Genoſſen. Unter den Koreff-Papieren der Varnhagenſchen Sammlung hat ſich noch ein böſes Sonett gegen den Köthener Bauern erhalten, das in der obigen Stelle gemeint iſt.

Die ſonſtigen Angaben des Briefes ſind mannigfach zu berichtigen: Der Almanach, zu

dem de la Foye übrigens keine Beiträge lieferte, erſchien nicht bei Sander, ſondern bei H. Frölich. Eine Widmung an Koreff wurde ihm nicht beigegeben. Klaproth — gemeint iſt der Sohn, der berühmte Orientaliſt Julius Kl., 1783—1835 — war, obgleich gleichaltrig mit den Genoſſen, dieſen an Wiſſen und Berühmtheit überlegen. Er hatte ſich ſchon durch manche gelehrte Arbeiten ausgezeichnet, eine Zeitſchrift herausgegeben, und ſtand damals ſchon in Verhandlungen mit der Akademie in Petersburg, an die er am 1. September 1804 als Adjunktus berufen wurde. Blüten des Morgenlandes lieferte er für den Almanach nicht. Die zwei mit K. unterzeichneten Gedichte, Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, des Ovid und Petronius ſind gewiß nicht von ihm, ſondern von dem ebengenannten Koreff, wie Koßmann in Goedekes Grundriß ², VI, 156 feſtgeſtellt hat.

Chamiſſo erkundigte ſich, wie aus einem Billet vom 1. Juli 1804 hervorgeht, nach der Adreſſe der jungen Dame, an die der in Frank-

reich weilende Freund ſein Herz oder ſeine Sinne verloren hatte, und erfuhr, daß ſie bei ihrem Bräutigam in Kaſſel wohne.

Dieſer Liebeskummer machte bald einem andern, ſtärkeren Platz. Er ſchwankte, ob er ins franzöſiſche Heer eintreten oder im preußiſchen bleiben ſollte; Chamiſſo riet ihm in einem bei Hitzig gedruckten Briefe vom 15. Auguſt 1804, ordnungsmäßig ſeinen Urlaub zu erneuern oder den Abſchied zu verlangen.

Wenige Wochen ſpäter ſchrieb Chamiſſo von neuem:

3. Sept. 1804.

[Beginnt mit dem griechiſchen Motto des Nordſternbundes und dem in die vollſtändige Ausgabe der Werke aufgenommenen Gedicht „Umnachtet von den Maſſen uſw."].

Dein letzter Brief,[1]) Lieber, den ich ſpät

[1]) Ich wiederhole, daß in dieſem Briefe ſowie in den folgenden nur die orthographiſchen und grammatikaliſchen Fehler verbeſſert ſind, ſonſt aber der Wortlaut der Briefe in keiner Weiſe angetaſtet iſt. Die ausge-

beantworte, hat mir ins Innerſte gegriffen. Wie der Knaul ſich Dir entwirren wird, weiß ich nicht, ob das Erlebte etwa klanglos wie ein Traum in die Nacht zurückſinken wird? Das könnte es ſein. Doch weiß ich's nicht und möchte es auch nicht. Ich erwarte mit gieriger Ungeduld Deinen nächſten Brief. . . . Nun hör, was von meinem eignen Märchen ferner fertig geworden iſt und das wird nicht der tragiſchen Novelle ähneln, die Du glaubteſt. Zu der Zeit der beſchriebenen Szene[1]) ſchien ſie und ſcheinet ſeither, keinen Blick mehr auf das furchtbare Bild des Selbſtmordes zu richten. Ihr Entſchluß ſchien zu ſein, das Weib des amerikaniſchen geſetzten Freundes zu werden, der aber nicht der ſilberhaarige Greis iſt, für den ich ihn hielt, ſondern ein 30jähriger Mann. Ich ſagte Dir ſchon, er habe ſeine Ankunft für den Monat Auguſt angekündigt.

laſſenen Stellen ſind durch Punkte angedeutet; die nur dem Inhalte nach angegebenen mit eckigen Klammern umſchloſſen.

[1]) Von dieſem Selbſtmordverſuch war in dem erſten Briefe nicht die Rede.

Über dieſen Gegenſtand ſprach ich nun öfters mit Ceres, welche mir eröffnete, es ſcheine ihr doch fürchterlich, ſich einem Manne ewig zu verbinden, der, ob rechtſchaffen und untadelig, ſie doch nicht begreifen könne, ſich nicht zu ihr erheben, dem, was ihr das Höhere ſei, nur Torheit dünke und Überſpannung. Sie überlaſſe ſich ihrem Schickſale, doch hoffte ſie, ihr Freund ſolle kommen und wieder gehen ohne ſie und ſie wolle ſich noch durchſchlagen durch die Welt. Unter dieſen Geſprächen war ſie mir immer unter dem Namen Freundin und Schweſter eine Geliebte, deren Sprache nur die Sprache der Liebe war. Einmal begegnete ich ihr bei der blinden Itzig. Da nannte ſie mich auch Bruder, wohl ſchien es Übereilung zu ſein, doch faßte ſie ſich und es blieb dort bei dem im vertrauteren Kreiſe angenommenen Verhältnis. Indeſſen war ihre Lage bei Ephraims unerträglicher und unerträglicher geworden. Dieſes Geſchlechtes Gerede bewirkten dies, daß ſie mich ſichtbar vermied und nur in kurzen raſchen Momenten mir den Zwang vergelten

konnte, welches ſie wohl tat; allein hab ich ſie nicht wiedergeſprochen. Ich habe mein Bild gemalt, ein ſchönes ähnliches Porträt, das Antlitz en face, ruhend auf einem Grunde von lapis lazuli, zum Gegenſtück τ. τ. π. ά[1]), deren Strahlen durch den Schlangenring der Ewigkeit, Totenblumen, meine Blumen betauen und den Armſchmuck, von ihren Haaren bindend die Blumen. Dieſe zwei Bilder, in einem goldenen Medaillon gefaßt und von einer langen Kette meiner Haare getragen, gab ich ihr. Und dem Künſtler ward ſein Fleiß belohnet, denn er ſah ſie auf dem ſchönen Marmoraltar heimlich verwahrt ruhen. Sie wehrt ſich indeſſen das Geſchenk zu behalten, ich muß faſt glauben, es ſei, weil etwas von Gold daran iſt. Sie hat ſo ſchon mein Bild und eine Schnur von meinen Haaren, ſie ſagt mir, ſie wolle eben darum dieſes nicht behalten. Um von den Ephraims loszukommen, hatten ihr ihre Freunde zwei Wege eröffnet — in Berlin unabhängig zu

---

[1]) „Polarſtern", das Symbol ihres Bundes.

bleiben und jungen Mägdlein bei ihr im Hause Unterricht zu erteilen, oder, unter vielen andern, die ihr nicht anstunden, eine Stelle in Königsberg, wo ihr Sohn in demselben Hause, wo sie Erzieherin der Tochter sein würde, würde vom Hofmeister des Sohnes erzogen werden. Über die Wahl sprachen wir auch. Das Erste schien ihr zu gewagt: sie fürchtete sich vor sich selbst, mir und der Welt; sie hätte mich nicht bei sich sehen wollen. Sie ergriff das Zweite und hat schon den Ephraims für Dezember aufgesagt. Der Fremde ist immer noch nicht gekommen.

Nun, Louis, ein sonderbarer lächerlicher Vorfall. Am Tage, wo ich ihr bei der blinden Itzig in Charlottenburg begegnete, erbot ich mich, sie zu Hause zu führen. Sie erzählte mir, die Mägdlein wären im Tiergarten bei Heimanns Eltern und nur die Eltern zu Hause, bat mich auch voranzugehen, damit es nicht aussehe, als kämen wir von einem verabredeten Rendezvous. Ich tat's und — die Alten ließen sich verneinen, ich suchte Ceres wieder auf

und holte sie nicht wieder ein. Also ging ich trauernd daheim. Es fiel mir ein, den Abend bei den Heimannischen Ephraims im Tiergarten zu beschließen, welches ich auch tat. . . .

Denke Dir meine Bestürzung, da ich am folgenden Lützowischen Abend den ungemessensten Ausbruch einer leidenschaftlichen Eifersucht aushalten und erdulden mußte, ohne zu wissen, woher und wohin. „Daß ich die Henriette liebte, sei natürlich", sagte sie, „aber daß ich sie, Ceres, so betrogen, um ihre Liebe geworben, sie zum Deckmantel zu meinem Einverständnis mit jener gebraucht habe, sei schlecht von mir" usw. Ich wies diese Vorwürfe von mir ab als bösartige Scherzspiele; und daß sie etwas andres sein konnten, kann ich mir wirklich noch nicht erklären.

Dieser Abend ward mir Vergeltung von jenem Abende, wo ich die so wunderklug von uns ersonnenen Anschläge in Erfüllung brachte. Ich habe sie seit dem Abend nur noch einmal gesehen und da schien sie (es war von nichts die Rede) sich zu besinnen, daß sie mir zürnen

müſſe; ſie nannte mich Bruder und dann Monſieur, als hätte ſie ſich verſprochen. Es war auch an beiden Tagen, daß ſie in mich drang, das Geſchenk zurückzunehmen, ich drohte mit einer esclandre, ſie ſagte, ſie würde es mir wiederſchicken, welches noch nicht geſchehen iſt.

Mein Gewiſſen, lieber Freund, iſt doch nicht ganz rein, denn folge mir auf eine andre Bühne, — dieſes ſpielt ſeit wenigen Wochen (3—4 Sonntage in Potsdam bei Itzigs Eltern). Dort im Kreiſe der Töchter blühte, von einer langwierigen Krankheit erſtanden, eine Freundin Maſchinka Burja. Das Mägdelein iſt nicht ſchön und ich muß ſie öfters geſehen haben, ohne ſie im mindeſten zu beachten. Sie iſt (bei ihren phyſiſchen Leiden), heiter, mitteilend, weiblich und weiblich ſein wollend, ohne Gelehrſamkeit und Gelehrttun und doch gebildet und auf dem Wege zur ſchönen Bildung. Einige Geſpräche auf einer Waſſerfahrt über Ehre, weibliche Bildung und Beſtimmung brachten uns näher, wir ſaßen über Tiſch nebeneinander und ſprachen miteinander, und, Gott weiß wie,

da galten wir ſchon für zuſammengehörend. — Nun erfolgten das nächſte Mal einige Neckereien: ich hatte eine Blume von ihrem Buſen genommen und ſie befahlen mir alle für meine Geliebte über dieſe Blume zu dichten; hier haſt Du die Dichtung, die da entſtand.

[Folgt das Gedicht: Rankend ſich an Deinem Buſen, 7 Strophen.]

Dieſe Romanze hielt ſie erſt geheim, dann ward es laut, daß ſie da war uſw. Ein andermal macht ich flüchtig ihren Riß, da die Rede von meiner Kunſt war, und ich brachte ihr bei der nächſten Wanderung ihr ſehr gut geratenes Porträt, das ich ihr abſichtlich vor allen bei der Tafel darreichte. Da ward mir von allen und den Eltern das Bild zugeſprochen und ſie erwähnte nicht, daß ſie ein Recht auf dasſelbe gehabt hätte. Sie überhaupt betrug ſich ſtets leidend, aber nie abwehrend, ich immer doch nur galant, nie leidenſchaftlich, ich habe ihr nur leiſe die Hand gedrückt, wenn ich beim Spazierenwallen ihr Führer war, ſie hat den Druck nicht erwidert und nicht ihre Hand zu-

rückgezogen. Alle aber und die Pflegeeltern, deren Ehrbarkeit nicht zu bezweifeln, haben sich stets und gleich vom Anfange betragen, als in uns ein wohlzusammengefügtes künftiges Paar ersehend, dem sie beförderlich sein wollten. Nun ist das Mägdlein wieder in Berlin bei den Eltern, welche, glaub ich, nicht reich sind (Professor an der académie militaire mit 2 oder 3 Kindern). Sie leben aus Enthaltsamkeit und frommer Sitte, wie auch, weil die Mutter immer krank ist, ganz ohne Gesellschaft und ich weiß nicht, ob und wie ich Maschinka wiedersehen werde.

Dies ist, lieber Freund, meine Erzählung oder Beichte. Finde Dich daraus, wie Du kannst und magst, ich aber lasse der bis jetzt so frommen, trägen, lahmen Schindmähre meines Schicksals die Zügel schießen und sporne nicht und empfehle mich dem lieben Gotte, klagend nur, daß diese Romane mich nicht so sehr angreifen, wie sie wohl könnten oder sollten. Das könnte mir Ärger über mich selber geben. Soll ich etwa der Ceres von der Maschinka

erzählen und der Maſchinka von der Ceres? Ich bin, weiß Gott, der Kerl, der den genialiſchen Streich ausführen könnte. Aber was von einem andern pudelnärriſch ſein würde, würde von mir ſo einfältig gutmütig ſein, daß es wiederum dadurch deſto pudelnärriſcher werden könnte. Na, Gott beſſers!

Varnhagen iſt fort nach Hamburg und es iſt gut, daß er fort iſt; er verfaulte und verwilderte hier ganz. Ich endige jetzt ſein Porträt für die Cohen, ſie ſelber bat mich unbefangen darum, doch ſetzte ſie hinzu, ich möchte von dieſem Pfande ſchweigen, ſoviele Leute hätten keinen Sinn für Verhältniſſe der Freundſchaft.

[Meldet weiter von der Verheiratung der Caroline Lehmann mit Clementi, von Klaproths unſinnigen Geldausgaben, auch über den 2. Jahrgang des Almanachs, von dem L. Robert ſeine Beiträge zurückverlangt habe, aber zu ſpät; über E. Hitzigs Verheiratung, F. Theremins unglückliche Stimmung und Uthmanns Krankheit.]

Für mich, mein lieber guter Bruder, nur wenig Fleiß und kein Griechiſch Jetzt bin ich frei mehr als zuviel. Ich ſpare auf den Winter Sprachenſtudien und führe jetzt den Pinſel und, ſo Gott will, ein wenig die Feder.

Was machſt Du? Was ſtudierſt Du? Was machen die Sprachen? Wilhelm Meiſter? Ich ſehne mich nach Briefen von Dir. Sie ſind die ſchönſten, Lieber, die ich erhalte. Du ſchreibſt oder haſt Anlage, die ſchönſte deutſche Proſa zu ſchreiben; nur einige Flexionsfehler machſt Du immer noch. Das iſt die Form und der Gehalt iſt das ganze reiche Herz meines beſten Freundes.

Aus dem Perſiſchen iſt natürlich nichts geworden. Varnhagen hat die ganze Zeit über rein nichts getan; er iſt auch Miturſach, daß unſere griechiſierende Geſellſchaft auseinanderging. Aus der Reiſe nach Indien von Klaproth und Koreff wird wohl nichts als eine Idee und wie wollten wir armen Sünder, wenn auch etwas daraus würde, teil an der Herrlichkeit nehmen?

Adieu, mein Frommer, Guter. Wir ſind uns doch die nächſten Verwandten und werden noch einſtens im Raume vereint uns einige Wohlfahrten tun.

Adelbert.

[Unterſchreibt, um ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, ſeinen Namen Chamiſſo mit lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen, arabiſchen, ruſſiſchen u. a. Schriftzeichen und bittet den Freund um Kompoſitionen des in dem Briefe mitgeteilten Liedes: Rankend ſich, oben S. 49.]

Die Perſönlichkeiten der Berliner Geſellſchaft, die im vorſtehenden Briefe erwähnt werden, gehören zwei verſchiedenen Kreiſen an: dem chriſtlichen, dem die Gelehrten und Schriftſteller, dem jüdiſchen, dem die meiſten Damen zuzurechnen ſind. Unter jenen ſind wohl die Klaproth die bekannteſten, Vater und Sohn, die hier beide genannt werden mögen, obgleich der Vater erſt in einem ſpäteren Briefe erwähnt wird. Der Vater Martin Heinrich Kl., 1743—1817, urſprünglich Apotheker, dann berühmter Chemiker, Mitglied der Akademiker, ſeit 1811 Pro-

feſſor an der Univerſität; von dem Sohn, Julius, 1783—1835, war ſchon S. 41 die Rede.

Ein andrer iſt der Vater jenes Flämmchens, das nur einige Wochen brannte. Von Maſchinka Burja wußte man bisher nichts. In den bei Hitzig gedruckten Epiſteln fanden ſich einige ganz kurze Erwähnungen einer Marianne — identiſch mit der unſrigen —, die man jedoch nicht zu deuten verſtand. Es iſt Abel Burja (das Folgende nach Meuſel, einzelnes aus Harnack, Geſchichte der Berliner Akademie), geb. 30. Auguſt 1752 in Kiekebuſch, geſt. am 16. Februar 1816, zuletzt Profeſſor in Berlin. Er war vielfach literariſch tätig, verfaßte z. B. den Grundriß einer allgemeinen Sprache (Paſilalie), hauptſächlich aber Rechenbücher, ſchrieb, bald deutſch, bald franzöſiſch, las ſeit 1811 an der Univerſität, ohne dorthin berufen zu ſein, lieferte auch einzelne Abhandlungen für die Memoiren der Akademie, deren Mitglied und zwar in der mathematiſchen Klaſſe er ſeit 1789 war. Er bezog an der Akademie ein Gehalt von 800 Thlr. Seiner

Stellung in seiner Klasse fühlte er sich so wenig gewachsen, daß er 1811 den Antrag stellte, in die literarische Klasse übergeführt zu werden, die Bitte wurde aber nicht gewährt.

Zu dem Kreise der Schriftsteller gehören Franz Theremin und Adolph v. Uthmann, beide Mitarbeiter am Musenalmanach, jener 1780—1846, später ein bekannter Berliner Prediger, Universitätsprofessor und hoher Beamter, dieser, sehr jung gestorben, ein Schwager des gleich zu nennenden Hitzig, der von Varnhagen als „gutmütig und sinnvoll" charakterisiert wurde.

Mit Hitzig und Robert macht man den Übergang vom christlichen zum jüdischen Kreise; sie waren beide Christen geworden, stammten aber von Juden ab. Der erstere J. E. Hitzig 1780—1849 hat sich als Jurist und Biograph, außer Chamissos auch Z. Werners und E. T. A. Hoffmanns einen bedeutenderen Namen gemacht denn als Dichter; Ludwig Robert (1778 bis 1832), der Bruder Rahels, der eine Zeitlang durch Operntexte, Festgedichte, Satiren hübsche Erfolge davontrug. Die Angehörigen

des jüdiſchen Kreiſes laſſen ſich bei dem Mangel an Quellen nicht genau nachweiſen: die Itzigs ſind Verwandte des obengenannten Hitzig; ſeine Eltern, die in Potsdam wohnen, werden von einer „blinden Itzig" unterſchieden.

Die „blinde Itzig" war eine Schweſter der bekannteren Freiinnen Arnſtein und Eskeles in Wien, die in der dortigen Geſellſchaft eine große Rolle ſpielten, ſpeziell beim Wiener Kongreß. Die hier erwähnte Recha, die jüngſte Tochter des bekannten Bankiers Itzig, deſſen Haus Burgſtr. 24 zu ſeiner Zeit eine Sehenswürdigkeit war, ſoll auf einem Hofball in Deſſau, zu dem ſie mit ihren Eltern eingeladen war, durch Zugluft nach dem Tanz erblindet ſein und blieb blind bis an ihr Lebensende. Sie wurde am 24. März 1765 geboren und ſtarb am 22. März 1840. Auf ihrem Grabſtein (Friedhof in der Schönhauſer Allee zu Berlin) ſteht die Inſchrift: „Der frommen Dulderin leuchtet fortan ewiges Licht." Damals muß Frl. Itzig für ſich gelebt haben; ſpäter zog ſie zu ihrer Schweſter, der bekannten Frau

Sarah Levy, die ein palaſtähnliches Haus bewohnte, an der Stelle, wo jetzt die Nationalgallerie ſteht und eine vornehme Geſellſchaft um ſich verſammelte.[1]) Über die Ebengenannte ſchrieb Varnhagen an Chamiſſo 15.—21. Okt. 1806 folgendes, das bekundet, daß unſer Dichter ſchon vor ſeinem Ausmarſche aus Berlin der Genannten bekannt war. Das Briefchen lautet:

„Ich habe die Bekanntſchaft der Madam Levi hinter dem Packhof gemacht und eine ſehr preiswürdige Frau gefunden. Sie ſprach mir mit ſehr viel Herzlichkeit, Teilnahme und Ernſt von Dir, mein geliebter Freund, und ſie ſprach auch richtiges von Dir und Schönes. Überhaupt aber fragen alle mit vieler Liebe nach Dir, Deinem Aufenthalt, Deiner Geſinnung, alle wünſchen Dir Heil und Segen und rühmen Deine Mannhaftigkeit, zum Teil Dein Schickſal beklagend. Ich brauche Dir wohl nicht zu

[1]) Einzelne oben verwertete Notizen verdanke ich Frau Hermine Minden und Herrn Syndikus Dr. Minden. Über Frau Sarah Levy vgl. Varnhagens Denkwürdiges; Einiges, auch über ihren Bruder bei Geiger: Achim von Arnim und Moritz Itzig, Frankf. Zeitg. 3. Febr. 1895.

ſagen, daß unter dieſen unſre herrliche Freundin Cohen obenan ſteht. Es war Zeit, daß Dein Fortunatus und Dein letzter Brief hier ankam, ich mache mich als der Beſitzer dieſer Sachen bei den Leuten ordentlich beliebt.“

Die Ephraims ſind Mitglieder der reichen Bankierfamilie, von der einzelne Mitglieder unter Friedrich d. Gr. große Reichtümer erwarben. Dem einen Zweig gehört Heimann Ephraim an, ſpäter Hermann Eberty und Henriette (ſeine Schweſter?), die ſpäter einen Herrn v. Edeling heiratete und in Altenburg lebte; dem andren die Familie, bei der Ceres Gouvernante war. Die bekannteſte unter den angeführten Frauen jüdiſchen Urſprungs iſt jedenfalls Frau Philippine Cohen, geb. Bernhard, die Gattin eines aus Holland ſtammenden Fabrikanten, bei der Varnhagen Hauslehrer war und der er in den „Denkwürdigkeiten“ eine ſehr freundliche Schilderung widmete. Eine dieſer Familien hatte wohl zur Sommerszeit, von der ja hier die Rede iſt, in Lützow bei

.ap=
.den=
einem
uf die
lieben?
in Herzen
Dein!"]
e, die mut=
ſie die nicht
das Blatt zu

überreichen, mit Gelächter aus der Stube geeilt und hatten wohl noch nachgerufen: sie wären nunmehr entbehrlich geworden und wollten gehen. Ich hatte die Augen noch auf das Blatt geheftet, das ich zweimal gelesen hatte. Sie stand neben mir zitternd wie ich selber war, das Haupt gesenket, und starrte die Erde vor sich hin. Also standen wir beide lange sprach- und bewegungslos. Sie sagte mir endlich, sie hätte mir wohl die Verse gezeigt, aber es hätte sie der Übermut der andern Mädchen in Verlegenheit gesetzt; sie hätten sie belauscht, da sie schrieb. Ich war noch stumm und stand in zweifelnden Gedanken. Ich eilte von dannen, preßte ihre Hand an meine Lippen und sagte ihr, es wäre wohl gut, daß ich jetzt zu ihrem Bruder ginge. — Mich quälte Unruhe den ganzen Tag; am Abend war ich in Gesellschaft, wo ich, ein Abwesender, die erbärmlichste lächerlichste Figur abgab. Die Nacht schrieb ich und brachte ihr denselben Morgen, was Du selber lesen magst. Am vorigen Tage hatte sie ihr Blatt in meinen Händen

zerriſſen, ohne mir jedoch die Stücke abzufordern, nun brachte ich ihr eine Abſchrift von ihrem Liede und unten meine Verſe. Sie wollte dieſe Abſchrift zerreißen; ich mußte ſie darauf aufmerkſam machen, daß noch mehr auf dem Papiere geſchrieben war, ſie ſonderte nun ab, zerriß das Eine und verſteckte das Andere ſorgfältig. Dieſe Zeilen waren es:

[Folgt das Gedicht: „Die, Schmerzen gleich“ 24 Zeilen.]

Ich wollte ſie am andern Tage ſprechen, ich ging zu ihr; welch ein Schrecken fiel auf mich! Sie war krank, war von einem heftigen Fieber befallen. — Welche Gedanken haben mich da beſtürmt! Nun aber habe ich ſie wieder geſehen, ihr Flußfieber iſt wieder vorüber, habe ſie allein geſprochen, habe ein ſtockendes, nicht fortwollendes, gleichgültiges Geſpräch vom Wetter gegen ihr geführt und von nichts iſt die Rede geweſen. Und alſo ſteht es . . . da ich nun heftig getrieben, mich zu Dir wenden muß, um von meiner Liebe zu ſprechen, von meiner immer wachſenden Liebe zu meinem Lafoye,

mit meinem Lafoye zu ſprechen, mit ihm, der mir nicht ſchreibt und den ich ſchelten muß, der ſtumm wie die Nacht iſt, da ich in ſeinen Buſen Freuden und Schmerzen ergieße. — O mein Guter, Einziger, wenn Du wüßteſt wie bang ich mich nach Briefen von Dir ſehne und welch eine Laſt Dein Schweigen auf meiner Bruſt iſt, Du würdeſt mir ſchreiben, mir noch zu ſagen, daß Du mir gut biſt. Sieh, alſo muß ich Dir töricht einen wahren Liebesbrief ſchreiben. Denn Du biſt mir Geliebter mehr, denn je mir ein Weib war. Ich träume, ſinne, dichte mir nur das Eine: Vereinigung, ewige, nie zu trennende Vereinigung mit dem Freunde, baue emſig tauſendfarbige immer wechſelnde, ſtets wiederkehrende Luftſchlöſſer auf die Blicke des Mondes, bin dann immer in Deinem Arm, bald umfangen uns noch unbewohnte glücklichere Geſtade, die kein Winter verwüſtet, bald durchſtreifen wir und ernten hohen Ruhm und ſeltene, köſtliche Freuden: zwei Gelehrte die Lande Aſiens, die die verſchüttete Wiege ſind unſres Geſchlechtes und aller Wiſſenſchaften

und Künſte. Bald aber in einer ſtillen, abgelegenen, üppig umgrünten Bucht des heiligen Weltmeers, umfängt am Ufer uns der brauſenden Flut ein eifriges niedriges Dach und wie ein Haus und ein Garten nur; nur auch eine gleichgeſinnte, gleichliebende des ſeltenen ſchönen Vereines würdige Gattin. Ihre Liebe, die Ruhe, der Fleiß, unſre Griechen, unſre deutſchen Dichter, der Blick in die entfernte Welt und auf unſre Freunde, — — lieber, lieber Freund! aber ſo rede doch! würdeſt Du nicht da mit bitteren Tränen im funkelnden Auge ſchauen können am „heiteren Himmel zu dem des Nordes Stern.“

Ich habe letzthin, lieber Guter, und mit inbrünſtiger Andacht Deine Geſundheit getrunken. Es war bei der Sander. Sie trank ſie mir zuerſt zu. Glaubeſt auch Du an dieſe Gebete im Weine? Heilig ſind ſie mir und heilig das Blut der Reben. Beſoffen ſein iſt ein viehiſcher Zuſtand, ein göttlicher aber berauſchet ſein, und ich weiß ihn zu genießen.

Ich bin oft bei der Sander, trinke oft in

ihrem Hauſe. Sie iſt ein wunderſames göttliches Weſen, wie alle Weiber, die ich gekannt und die mich angezogen haben. Und ſie ganz nach ihrer Weiſe. Daß ſie unglücklich iſt, erträgt ſie mit Ironie und hat ihr wohl einige Bitterkeit gegeben; aber ich glaube ſie natürlich und bei hohen Gaben, die einen Deutſchen feſſeln können, hat ſie alle die, welche einen Franzoſen anziehen können. Verſtehſt Du mich? Man kann bei ihr über das Schreckliche ſcherzen und lachen und es recht tief fühlen, daß es ſchrecklich ſei. Doch nicht ich liebe ſie, aber wie ſehr ich ſie ſchätze, habe ich Dir geſagt, und ich glaube, daß auch ſie mich ſchätzet. Sie ſehe ich am mehrſten.

Meine Auguſta habe ich Dir wohl ſchon gemalt als eine Sehnſuchtsblume, die da zum blauen Äther aufſtrebet und durch einen ſchwachen Stiel an der Erde feſtgebunden iſt und der Stiel verdorrt und ſie ſelber welkt. Sie iſt unter ihren Geſchwiſtern, unter ihren Couſinen, unter ihren wenigen Bekannten ganz allein und das iſt ein ſchreckliches Wort.

Die innig verehrte Cohen sehe ich weniger als ich möchte, ich finde sie selten zu Hause. Ich schreibe viel an meine Schwester[1]) und sie mir wenig. Also, vielgeliebter Bruder, vergehen mir hier die Stunden und ich bin weniger fleißig als ich wollte und sollte. Dennoch wird Homer gelesen, aber noch nicht ohne Hilfe und es geht langsamen, zögernden Schrittes. — Ich werde mich entschließen, den Grünen[2]) auf die Post zu geben; welche vernünftige Seele würde sich anitzo entschließen können nach Paris zu reisen in diesem freudenlosen Winter. Dann erhältst Du zwei Exemplare von Paris aus geschickt, Du wirst ihn lesen und dann mir lange schreiben.

Mich schaudert es ein Land nur zu betreten, wo ich mich ernst und ganz in mir selber verschließen werde müssen, auf daß ich nicht dort den verschrieenen Namen eines Jakobiners, dort eines Aristokraten, dort eines Gotteslängners,

[1]) Nach Vs. Notiz: Ceres.

[2]) „Der Musenalmanach", so wegen seines grünen Umschlages genannt.

dort eines Bigotten, überall faſt eines Verworfenen zuziehe und vielleicht die Teuren kränke oder ihren Abſcheu im Widerſtreite auf mich lade.... Und dennoch, — dennoch iſt in mir ein Sehnen nach dieſem Lande und ich werde ihn anno 6 nach der Revue wieder betreten.... Furcht wohnt in meinem Herzen, Teurer, Guter, und die Entſchließung zu ſehen, ehe ich entſcheide, wenn meiner die Entſcheidung ſein ſoll. Komme ich aber nach Frankreich, ſo muß es anders unter uns gehalten werden als unter Koreff und Dir, wir müſſen lange zuſammen ſein, die wir immer zuſammen ſind. Einige Wochen werde ich ſuchen bei Dir zu ſein, am Ufer des alten heiligen Okeanos. Einige Monate ſollſt Du aber mit mir ſein bei meinen Eltern, bei meiner Schweſter vielleicht.... Dinge, mein Guter, die zwei Jahre Bedenkfriſt haben, die aber mein heftigſter Wunſch jetzt ſchon herbeizieht, auf daß ich mich bei Dir träume.

[Neue Sehnſuchtsverſicherungen; über Lafoyes Major, Neumanns Unzufriedenheit mit Klap-

roth, Heimanns Schwanken, ob er das Judentum verlaſſen ſolle.]

An Niemanden ſchreiben fließet ſo leicht meine Feder als an Dich. Das Herz macht es, an das ich Dich drücke, ernſt und heiß.

In Ewigkeit

Dein

Adelbert.

Zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe ſind einige Briefe bei Hitzig gedruckt, teils an Lafoye gerichtet, teils mit Notizen über ihn gefüllt. Sie geben Rechenſchaft von den griechiſchen Studien des Briefſchreibers, enthalten Nachrichten von dem Adreſſaten, daß er den Abſchied als Offizier genommen, in Caën Medizin zu ſtudieren angefangen habe, aber Berlin nicht vergeſſen könne. Die bisher veröffentlichten Briefe waren auch warm und herzlich, aber nicht von ſo überquellender Zärtlichkeit wie der vorſtehende. Man mag über die Phantaſie des innigen Zuſammenlebens lächeln: es ſind romantiſche Vorſtellungen und Aus-

malungen, wie man ſie damals in den Kreiſen jugendlicher Dichter: Juſtinus Kerner, Aſſing u. a. häufig antrifft. Frivole Nebengedanken lagen dem jugendlichen Schwärmer, der freilich über die hohe Zeit des Schwärmens hinaus war, gänzlich fern. Der hier geäußerte Plan, nach Frankreich zu gehen, wurde 1806 ausgeführt. Chamiſſo traf jedoch ſeine Eltern, die er zu begrüßen gehofft hatte, nicht mehr lebend an. Von den Perſönlichkeiten unſres Schreibens war früher ſchon die Rede, mit Ausnahme von Frau Sophie Sander (vgl. oben S. 38 A. 2). Sie war die Frau des „dicken" Buchhändlers J. D. Sander, eine geiſtig bewegliche Dame, mit ſehr weitem Herzen. Sie hatte Goethe an ſich zu locken geſucht; da dies nicht gelang, begnügte ſie ſich mit den jungen Romantikern, denen ſie, nicht eben zur Freude ihres Gatten, ihr Haus weit öffnete. Man trank nicht nur bei ihr; ganz Bevorzugte wurden ihre Hausgenoſſen, wie der ſchon erwähnte Franz Theremin, von deſſen Liebeshändeln Varnhagen in den Denkwürdigkeiten einen recht eingehenden Bericht

gibt. Sie waren damals aber so sehr Stadtgespräch, daß Theremin bei der ersten Kunde der Schlacht von Jena ausgerufen haben soll: „Ach, das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der Kolonie von etwas andres zu reden haben als von mir und der Sander."

Chamisso, wenn er auch seinem Freunde keine direkte Konkurrenz machen wollte, schwärmte doch ein wenig auch für diese Egeria und richtete ein (bisher ungedrucktes) Sonett an sie, das Varnhagens ganzen Beifall fand.

An Sofie Sander.

Als zu den Trümmern, daß ich sie betrachte,
Deß Glückes, dessen Kränze sich mir woben,
Ich um mich her den düstern Blick erhoben,
Und zu den Opfern, die dem Tod ich brachte,
Zu Schmerzens Stürmen mir das Herz erwachte,
Daß ich in Zorneswahnsinn mußte toben,
Daß Wut ich weinte, bald zur Welt gehoben,
Und bald mich selbst mit grimm'gen Hohn verlachte.
Wohl wußt ich, deren Blick ob er mir schiene,
Ins wogende Gemüte Ruhe brächte,
Und Wehmutslächeln würde mir erfunkeln,

Doch unaufhaltſam ohne Hort und Sühne
Reißt es mich tief und tiefer in die Nächte,
Die alle Lebens Lichte mir umdunkeln.

Iſt es zum 4. Grünen etwas — aber über dem 4ten vergeßt nicht den 3ten.

Auf dieſe Sendung antwortete Varnhagen an Chamiſſo 3. Dez. 1805 in folgender auch ſonſt bemerkenswerten Stelle:

„Dein Sonett an Sophie S. halte ich, wie Du ſelbſt, für ſehr gelungen; ich möchte gern ſagen, es iſt von Theremin, aber es iſt von Dir, von Dir unverkennbar; aber doch ſchwebt es in Äther wie manches Therminſche Sonett; verſtehe mich, in der Reinheit der Wendung, mein ich beſonders. Fahre fort zu dichten! Wir müſſen es wirklich mit der Zeit ins Große treiben. Mich hat der Achim von Arnim durch ſeinen Hollin, Ariel, beſonders aber durch ſeinen Anhang über Volkslieder ſo mächtig ergriffen, wie lange nichts, eine Rieſenkraft und göttliche Bewegung!“

Solche zarten Neigungen durften jedoch von unſerm Dichter nur nebenbei gehegt werden:

er war der erklärte Verlobte der Ceres, wie der von ihr, wie es ſcheint in Königsberg geſchriebene Brief lehrt, der den zweiten Abſchnitt des folgenden Briefes bildet:

Mai 1805.

* Ceres quittera la maison où elle est et donnera chez elle des leçons à des jeunes personnes; elle aura une portion déterminée de son temps de libre pour elle et son fils qui est elle-même. Elle aura son liberté entière et son orgueil ne pourra être lézé. Elle me fait part de ce plan arrêté et ajoute[1]).

„Ah! s'il plaisait au Roi de Prusse de t'envoyer en garnison pour quelque temps à K., combien je l'aimerais davantage. Ne te fâche pas d'une si méchante idée, car je me suis déjà reproché de l'avoir conçue. Qui n'a pas ses moments de faiblesse? Cependant crois bien, que l'égoisme n'est pas le plus grand de mes défauts. Si je me

[1]) Bis hierher Brief Chamiſſos, der einzige Fall, daß er ſeinem Freunde in der Mutterſprache ſchrieb.

suis arrêté quelquefois avec délice à contempler l'image du bonheur, dont je jouirais près de toi (car je ne saurais manquer dans ta société de devenir meilleure, ce que je souhaite avec ardeur), ordinairement mes voeux sont tout entiers pour toi, je m'oublie souvent à un point, dont tout autre que toi pourrait être étonné, les temps de dévouement n'étant plus de mode."

Dieſe Worte, lieber Adelph[1]), haben mich ſehr bewegt. Wie ich ſie geleſen hatte, ergriffen mich Ahnungsträume und ſeltſamen Bilder ſtiegen auf; mich ſelber däuchte es mich zu ſehen, wie, nicht nicht mehr von meiner jetzigen engenden Tracht bezwungen, ich dort ſüßere Titel mir errungen hatte und in der florierenden Erziehungsanſtalt ein Hausherr geworden war. — Dem ſei es nun wie es wolle, ſagen muß ich es Dir, ich glaube ihr geantwortet zu haben, wie einer, den dieſe Träume, die er doch nicht ausſprechen mag, befallen hatten . . .

[Teilt mit, daß Neumann mit Varnhagen

[1]) Griechiſches Wort = Bruder.

in Hamburg sei und daß beide den festen Plan gefaßt hätten, zu studieren.]

Ich habe nun selbst die Rekruten und die Landskinder am Halse . . . Unser sehr gnädiger Landesherr hat für angenehm gefunden, unsere Tracht wiederum zu umgießen; seit acht Jahren, daß er auf nichts anderes sinnet und denket, ist der Mann doch noch nicht damit zustande gekommen.

Längere Zeit später. — Seit dieser Ewigkeit kein Wort von Ceres und ihr hab ich zwei Male geschrieben, nur durch . . . Henriette hat sie mir sagen lassen, daß ihre Schwester [Césarine hat Varnhagen dazu geschrieben] sich nun verheiratete, daß ihr Verfolger itzt entfernt sei, daß ihre Familie sie mit Macht zurückriefe in ein Vaterland, das sie nun sicher bewohnen könnte, daß sie aber bliebe und ihre Entschließung angekündigt habe — seltsames Geschöpf! [Koreffs Vater sei gestorben; L's. Bücher würden nach Frankreich geschickt.]

Ich bin nun gestört worden und habe an keinen geschrieben als an Dich und das wie!

Eine Unendlichkeit von Dingen hatte ich Dir zu ſagen und Dich zu fragen, und nun bin ich ganz aus dem Kontext. — Schiller iſt tot. Goethe böſe krank.[1]) Fichte in Erlangen bei der Univerſität, nachdem er nicht von der Akademie hier, wo Hufeland ſein Mäcen war und aus Großmut ihn Kotzebue protegierte, iſt aufgenommen worden. Theremin muß zur Stunde auf dem Wege nach Paris ſein.

[Notizen über Hitzig, v. Raumer, Neumann und Klaproth, ähnlich wie in den von Hitzig gedruckten Briefen.]

Auguſta ſeh ich ſelten, Maſchinka habe ich wiedergeſehen, mit heiterer Zuneigung und beide, mich deucht's, den Scherz als Scherz verſtehend.

Grünling [der Almanach] der 3. ſchwillt und verſpricht das Beſte; aber ich tue, ſo ſehr ich es auch wünſchte, ſelbſt nichts für ihn und die Dichtungsader ſcheint verſiegt. Ich habe immer nur mein Leben geſungen und lebe jetzt nicht.

---

[1]) Vgl. unten im Text.

Ich umarme Dich, drücke Dich an mein Herz — mein Adelph, und sage Dir das geheime Wort des Grußes: τὸ τοῦ πόλου ἄστρον. Glückauf ist der Gruß der Bergwerker, der mir auch sehr gefällt. Ein Bergwerker ist jetzt mein sehr intimer Freund geworden, aber auch der Deine und Du selbst kennst ihn: Der so schlecht aussehende Riedel, der einmal uns bei unserm Koreff fand ... Bei den gelehrten Nachrichten hat gefehlt, daß Gall aus Wien seine Faxen hier getrieben hat mit ungeheurem Zulaufe von Zuschauern, und seine Begaffer waren die, die es auch von Fichte gewesen. Dem Volke gilt mein Champagnisches Refrain-Wort: tout d' même. Ich selber habe nur hospitiert bei ihm. In Paris will ich Maurer werden.

Eine seltsame Erscheinung des Geistes ist Rale, Roberts Schwester, die ich nun oft sehe.

Selmar wird nun seine Nase polsterwärts tragen müssen.

Gar mancherlei Persönlichkeiten treten uns in diesem Briefe entgegen: Rale ist die be-

rühmte Rahel, die Schweſter jenes früher genannten Mitarbeiters am Almanach, Ludwig Robert; Selmar = Karl Guſtav v. Brinckmann, der ſchwediſche Diplomat und deutſche Dichter, auf deſſen Naſe Chamiſſo manche Scherzgedichte machte, die in neuerer Zeit veröffentlicht worden ſind. — Schillers Tod (9. Mai) und die dieſer ſchweren Zeit angehörende ſchwere Erkrankung Goethes nötigt, den undatierten Brief in den Mai 1805 zu verlegen. Über die in dem Schreiben erwähnten Vorleſungen des Schädellehrers Gall 1804 und über des Philoſophen Fichte Ablehnung ſeitens der Akademie darf ich wohl auf mein Werk: Berlins geiſtiges Leben Band II verweiſen; über das letztere Faktum hat A. Harnack in ſeiner Geſchichte der Akademie manches aus den Akten mitgeteilt.

Zwei Perſönlichkeiten erſcheinen hier neu. Bei v. Raumer möchte man an Friedrich v. Raumer denken, den ſpäter ſo bekannt gewordenen Hiſtoriker, der 1804 als Kriegsrat nach Berlin gekommen und wohl durch Joh. v. Müller mit Chamiſſo in Beziehung getreten war, doch könnte es auch

Karl v. Raumer ſein, den Chamiſſo in andren Briefen als Mitarbeiter am Almanach erwähnt. Riedel, ſonſt nicht bekannt, vermutlich ein Sohn des Berliner Geh. Baurats K. L. Riedel. — Seine Abſicht, Freimaurer zu werden, ſprach Chamiſſo auch in manchen gedruckten Briefen aus.

Gleichfalls in das Frühjahr, ſpäteſtens in den Sommeranfang 1805 gehört nachfolgender Brief. Bei dem erſten Druck rückte ich ihn, nicht ohne ein Fragezeichen dazu zu ſetzen, in den Herbſt 1805, da ich die Reiſe der Ceres als ihre Rückkehr nach Paris deutete; es iſt aber richtiger, ſie als die ſchon angeführte Reiſe nach Königsberg aufzufaſſen. Für dieſe Datierung ſpricht der ruhige Ton des Briefes, der im Herbſt 1805, bei der nahe bevorſtehenden Marſchorder nicht gut erklärlich iſt; daß der Brief aber nicht früher, etwa in den Herbſt 1804 verlegt werden kann, geht daraus hervor, daß hier die Auflöſung des Verhältniſſes zu Auguſta erzählt wird, deſſen Beginn erſt im Jan. 1805 berichtet war.

Du bedarfst auch wohl meiner Briefe und ich — ich muß heute an Dich schreiben. Denn Kummer nagt und Langeweile lastet und ich sehne mich nach dem Freunde, nach Dir, und habe niemand, so rein niemand. Die Stube ist so öde, so leer, so dunkel!

Siehe, mein Verhältnis zu Augusta war (ich sag' es Dir) so ruhig klar, so tröstend, so schön, so rein wie der Strahl des Sternes und nun, Louis, nun muß das aufgehoben werden und warum aufgehoben? Warum? — Sowie die Parole ausgegeben war, ging ich auch zu ihr, ich lehrte sie Französisch, die Lehrstunde war ernst, und Lehrer und Lehrling heiter. Dann lasen wir gemeinsam, sprachen von der Dichtung und der Welt und dem Menschen und solcherlei Weise kam die Stunde des Mittagsmahls, das ich dort zu genießen mir nach und nach angewöhnt hatte. Dann, wenn es schön war, gingen wir wohl manche Meile auf und ab im engen Gange des kleinen Blumengartens spazieren, bis die Sterne zu funkeln anfingen und waren frei und traulich

wie die Frühlingsluft und auch wie die Blütenwelt des Frühlings entwarfen wir für die nächste Zukunft Pläne eines gemeinsamen ernsten Fleißes, der Früchte trüge. — Julius ging seiner Wege und ließ sich nicht sehen, der alte Vater aber nur beim Essen — und da unterhielt ich mich mit ihm von der Welt, in der er forscht, der analytischen Chemie (die ich auch diesen Winter bei ihm höre) und wartete übrigens ungestört meiner Blume, der schon halb geknickten Sehnsuchtsblume, die mir Augusta scheint zu sein. Ich war ohne böse Ahndung, genoß ohne mich zu wundern des doch wohl seltsamen Verhältnisses . . . So war es denn einige Zeit hingegangen. Vorgestern nun (des Morgens war er, der „allgemeine Verhöhnungskünstler", den doch ein Nichts aus seiner Haut jagen kann, wegen eines geborgten Buches gegen mich sehr ergrimmt gewesen) fand ich abends einen Brief von Julius zu Hause, darin er mir, zwar sehr freundschaftlich vermelden tut, daß sein Vater, der regen Verläumdung wegen, es wünschte, daß ich seine Schwester seltener

beſuchte. Da antwortete ich dann mit dem Morgen, was zu antworten war, doch käm ich noch itzt, um mich des zu erteilenden Unterrichts los zu ſagen. — Ich fand ſie ſehr niedergeſchlagen, ihr Vater hatte auch mit ihr geſprochen, Tränen perlten in ihren Augen; wir waren beide ſtumm; ſie frug mich, ob auch ich ſcheue das Gerede der Welt? Ich ſagte nach meiner Art: ihr Ruf ſei ihr ein köſtliches Kleinod und ſie ſei ſchuldig, der Gemeinheit ein Opfer zu bringen, wie ich ihr ſelbſt, der ſo teuer Geſchätzten, eines bringen würde. Sie nannte dies eine edle Rache von Julius. Ich ſtimmte ihr nicht bei.. Sie ſagte, ſie könne es ihm freilich nicht beweiſen. Wir waren ſtumm und wechſelten Blicke; ihre Tränen rollten längs ihrer Wangen, ſie reichte mir heftig ihre Hand, die ich auch heftig an meine Lippen preßte, und ſo war ich über eine Schwelle, die ich, Gott weiß wie und als was wieder betreten werde, denn ich werde ſie noch wenigſtens alle Woche einmal ſehen. Aber, Lieber, ſeither ſehe ich nichts als jene Tränen, die ſie mir

geweint hat und mir mangelt nichts als sie und alles.

Maschinka hab ich in Berlin noch nur ein einzigesmal gesehen, noch unter dem alten Verhältnisse, aber ihr liebliches Bild schwebt mir sehr verblaßt in meiner Erinnerung; das Obengesagte wird es Dir glaubhaft machen.

Ceres ist abgereist[1]), das sonderbare, unbegriffen schöne Wesen! Wie liebevoll sie sich mir zeigte vor ihrer Abreise. Auch Du nimmst wohl Anteil an ihr; lasset uns also uns ein Weniges von ihr unterhalten. Ich trage nun am Finger, lieber Freund, einen Ring, den ich nie verlassen soll und wohl auch nie verlassen werde. Dies ist eine Gunst, die keiner so leicht von ihr erhalten wird und die sie nur auszeichnend verliehen; von ihren Haaren aber hat sie noch, obschon ungern, und zwar durch meine

[1]) Nach Königsberg, wie der vorige Brief vom Mai andeutete. Auf diese Stadt, nicht aber auf Paris läßt sich auch die „neue fremde Oede" beziehen, von der weiter unten die Rede ist.

Hand, dem Bing[1]) eine Locke gegeben; dieser ist ein älterer, gesetzter, grundguter Mann, der

[1]) In den sonstigen Briefen Chamissos und seiner Freunde war Bing nicht erwähnt. — Er läßt sich schwer identifizieren. Ich gebe aus des fleißigen Sammlers Landshuth Nachlaß folgende Notizen (die ich Hrn. San.-R. Neumann verdanke.) 1. Auerbachs Waisenhausberichte VI. 1839- Moritz Bing: aus d. Nachlaß des Verklärten durch d. Kamm.-Ger.-Assessor H. Bing 30 Thaler. 2. Familienregister: Israel Alexander Bing † 1730, Herz Israel Bing geb. 1729, † 13. XI. 1802, dessen Ehefrau Glückel † 1811. 2. XII. 3. Dr. med. Abraham Herz Bing geb. Berlin 1769, † 14. I. 18 ? verheiratet XI. 1801 mit Rechel, geb.? † 10. X. 1810, Tochter des Hirsch Samuel Bendix, Schwestertochter David Friedländers. 4. Herz Bing, geb. 14. IV. 1803, „jetzt" (d. h. in den 60er oder 70er Jahren des 19. Jahrh.), A. H. Bing, Geh. Justiz-R. und Kammergerichts-R. a. D., Schellingstr. 15. Der Letztere kann unmöglich gemeint sein, weil er zu jung ist; bei den Übrigen stört der Umstand, daß sie verheiratet waren, während der hier Gemeinte als unverheiratet angenommen werden muß. Diesen aus Akten und Leichensteinen entnommenen Notizen kann ich aus der Briefliteratur Folgendes hinzufügen: W. v. Humboldt an Henr. Herz, (undat. c. 1799?) Briefe v. Chamisso ꝛc., Leipzig 1867, I. 60: „Bing scheint mir ein zu unbedeutender Mensch, um auch mit aller Bosheit Ihnen viel schaden zu können." (Dies ist jedenfalls der in unserer Stelle Angedeutete.) Ist es aber auch der Arzt von Rahels Mutter, der Rahel-Varnhagen I, 58 (1808) erwähnt wird. II, 10 (1809). (Vielleicht derselbe wie oben Nr. 3.)

als Freund neben uns ſtand, der gewiſſermaßen zu der Dreieinheit gehörte, den ſie ſehr liebte. Doch mehr ſagte ſie mir, wenn ich da war; fehlte ich, ſo wußte ſie weniger, was mit ihm anfangen und angeben. Es wäre eine Luſt geweſen zu hören, wie, wenn wir zuſammen waren, wir uns ungehindert ſagten, wie ſehr und welcherlei Weiſe wir uns lieb hatten. Er iſt ein Mann von dieſen, deren mir ſchon einige begegnet ſind, denen es nur an der Gelegenheit gefehlt hat, ſich zu einem höheren Standpunkt zu erheben und die, gerüſtet mit den vortrefflichſten Anlagen, umengt von der niederbeugenden Erfahrung der Gemeinheit, ſich nur vor Melancholie bewahren, indem ſie ſich an einem täuſchenden Frohſinn feſthalten, durch den ſie die ekeln Bilder entfernen, ihrer eigenen Welt, der niedern der Erfahrung. Die Judenkinder hatten ſie auch um Flechten von ihren Haaren gebeten, die Mägdlein nämlich; denen hat ſie zu billigem Preis gekaufte unechte Ware geſpendet; erborgten Glanz irgend eines bäuriſchen Schei-

tels. Eine Schnur von meinen Haaren trägt ſie mit andächtiger Liebe, aber mein Bild habe ich, nachdem ſie es lange getragen, zurücknehmen müſſen; das andere kleine, das Du geſehen haſt, hat ſie und liebt ſie, das hat behalten wollen. Ich habe ihr das letzte Geleit gegeben, ſie iſt vor anderthalb Wochen mit ihrem Ceſar durch die fahrende ordinäre Poſt abgegangen. Ich erwarte nun Briefe von ihr und ſchreibe ihr heute zum zweiten Male, nenne ſie Du, ſpreche ihr glühender von Liebe als ich fühle und möchte und bin in Verlegenheit, bis ich erſt Briefe von ihr habe, wie ich die weiten Räume des weißen Papiers ſchwarz kriegen ſoll. Das liebevolle ſchöne Weib, lieber Louis, iſt mir doch wahrhaft nur Schweſter, und es muß dahin kommen, es wird auch dahin kommen, daß ich nur Bruder ſei. Ich verlange mit Ungeduld nach ihren erſten Briefen. Es war Klugheit von ihr, daß ich ihr zuerſt ſchreiben mußte, auf daß ich meinen eignen Ton angebe, nach dem ſie ihre eigne Muſik zu ſetzen wiſſe. Daß ein Weib ſich doch immer Rückhalt vorbehält

und gänzliche Erſchloſſenheit fordert und zu erliſten ſtrebt. Wie wenig doch im Grunde hat ſie des ſchweſterlichen Vertrauens gegen mich gehabt, — ich weiß ihren Namen nicht! Nun iſt die Arme verſchlagen in eine neue fremde Öde, wo ihr nichts Befreundetes erſcheinen wird, ich will ihr oft ſchreiben, recht oft!

[Schreibt von ſeiner Mittlersrolle in einem Liebesverhältnis der Frau S(ander) und einem andern und ſendet Freundſchaftsbeteuerungen.]

Ich mache bis itzt noch wenig, werde aber itzt, beſonders nach dem im Anfang Gemeldeten mich fleißig auf etwas werfen, dies etwas wird wohl Homeros ſein, und wenn ſie irgend Gelegenheit findet, will Ceres ein Gleiches tun. Nebenher werde ich auch Fichtes Vorleſungen hören. Vor der Hand naht ſich der Grünende einer fröhlichen Geburt und mache ſchon Jagd auf Gelegenheit, Euch den Gentleman zuzuſchicken. Auch habe ich manches Gute geleſen, als den Novalis, den Du leſen müßteſt: Seine Dichtungen ſind Akkorde der Aeolsharfe, ſeine Rede lauteres Liebesfeuer. Auch den göttlichen

Merlin, von Friedrich Schlegel überſetzt, den ich Dir auf die Seele binde, in dem Originale kennen zu lernen, wenn Du nach Paris kommſt. Franzöſiſche Verſe mache ich nicht mehr, dennoch verſpreche ich Dir, des Meiſters 1. Buch . . . anzuſehen. Zu dichten iſt mir überhaupt in dieſer Epoche die Kraft erſtorben.

[Verbeſſert Einzelheiten an den Verſen des Freundes.]

Die hier erwähnten literariſchen Gaben waren vor kurzem erſchienen. Mit Novalis Schriften iſt die zweite von Fr. Schlegel und L. Tieck edierte Ausgabe gemeint (Berlin 1805); unter „Merlin“ kann nur die Überſetzung der „Geſchichte des Zauberers Merlin“ verſtanden ſein, die den erſten Band der „Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters“ ausmacht, die aber, wenn ſie auch den Namen Friedrich Schlegels trug, von Dorothea Schlegel und Helmina von Chezy herrührt. Was „des Meiſters 1. Buch“ ſein ſoll, iſt nicht leicht zu ſagen. Da es unmittelbar hinter „franzöſiſchen

Verſen“ ſteht, kann es Goethes „Wilhelm Meiſter“ nicht ſein, da in dem erſten Buch dieſes Romans keine Verſe vorkommen; von einer geplanten Überſetzung des ganzen Romans iſt keine Rede. Andrerſeits läßt ſich unter den franzöſiſchen Poeten jener Zeit keiner nennen, den man ſchlechtweg als Meiſter bezeichnen könnte; doch iſt es nicht bekannt, daß der Deutſchfranzoſe zu jener Zeit daran dachte, in die Fußtapfen eines dichtenden Landsmannes zu treten.

Bevor Chamiſſo den folgenden Brief ſchrieb, erhielt er, wie er am 12. Auguſt an Varnhagen berichtete, von Lafoye ein Schreiben, aus dem er die Hoffnung ſchöpfte, bald mit jenem in ähnlicher Weiſe vereint zu ſein, wie Varnhagen mit Neumann; aus dieſer Verbindung entnahm er die ſchönſten Ausſichten für die Zukunft. Doch wurde er teils durch ſeine Privat-, teils durch die öffentlichen Verhältniſſe an die traurige Gegenwart erinnert, wie aus dem folgenden Schriftſtück hervorgeht:

20. Sept. 1805.

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, Adelph, aber ich harrte auf eine wichtige Begebenheit meines Lebens; nun iſt mir die vorübergerauſcht und dann . . . Aber heute nur das nackte Gebälk der langen Erzählungen, die ich Dir ſchon oft angefangen und wieder zerriſſen habe und die ich Dir endigen werde am Tage, wo ich mich an die Bruſt des Freundes werde werfen können, und vor ihm ausſchütten, was ich habe, auf daß wir teilen.

Ceres war hier[1]); hier zu mir und ich habe ihr geſagt, wie ich um ihre Hand werben zu können, allein in der Welt [zu ſein] wünſchte, wie mich meine Familie in Frankreich verheiraten wolle; wie ich ihre Andeutungen erwiderte durch andere Andeutungen, daß ich dieſes wohl gegen Vermuten ſelbſt abweiſen könnte, und man könnte vielleicht nicht frei mehr ſein, dagegen ſagte ich ihr, daß ich wohl glaubte, ein Recht zu haben, ſie zu bitten, die Schleier

[1]) Nach der oben ausgeſprochenen Vermutung alſo auf der Durchreiſe von Königsberg nach Frankreich.

zurückzuſchlagen, in die ſie ſich auch gegen ihren Freund hüllte. Und das alles ſchien ſie wohl gern zu vernehmen, nur über das Letztere ſagte ſie mir wie ſonſt: ich hätte ihre Geheimniſſe, ich ſolle ſie nicht verraten. Beſtimmt wars, daß wir in Frankreich, wo ſie ging, uns bald wieder ſehen würden, gleichſam das Fernere zu beſprechen. Ich ſpeiſte abends allein bei ihr in ihrem Kämmerlein, drückte heilige Küſſe auf ihre Lippen. Den anderen Tag zeige ich ihr bei Ephraim, wo ſie zu wohnen gegangen war, als Belege des Geſagten einen Brief Hippolyts, [Adelberts Bruder] der mir ſagt ungefähr, daß durch Wege und Abwege, und wo ich auch von ihm abginge, und in Freuden und durch Leiden und durch Schuld er doch ewig mein Freund ſei. Darauf zerreißt ſie lächelnd das Band von meinen Haaren, das ſie trägt und ſagt mir, daß wir nun für immer getrennt ſeien, daß ich nie mehr ein Wort von ihr erfahren, nie ein Wort mehr an ſie ſchreiben würde. Mit Mühe erfrage ich, daß ſie in dieſem Briefe lieſt, man hielte ſie in meiner

Familie, ſie kennend oder nicht für einen Anſtoßſtein der Plane, die man mit mir haben könne und ſie wolle für keiner Eltern Sohn Verführerin gelten. Ich bleibe ihr ruhiger Freund, wenn ſie auch in Fieber-Phantaſien mir unverſtändlich herſagt. Endlich die anderen wenigen Tage neigt ſie ſich mehr und mehr zu mir, zeigt mir mehr und mehr Freundſchaft, Liebe, Schmerz ihres Verluſtes. Am Tage des Abſchiedes endlich iſt ſie wieder die ſie war und bittet mich um Briefe und will mir ſchreiben und mir Haare ſchicken und mich ſehen in Frankreich. Und ſie gehet unbekannt wie ſie kam und ſie läßt nur dieſe Adreſſe: poste restante. Nun brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne ſtets, der Leuchterin, der Mond. Und meine Eltern laſſen an mich den Ruf ergehn alsbald zu ihnen zu eilen und — Fluch und Langeweile! Kriegsrüſtungen erſtehen und wir ſind beſtimmt in Provinzen-Garniſonen verlegt, uns — — abzuzählen, welche Schläge von anderen kräftigeren Händen fallen werden. Ich nage an meinem

armen Herzen, wie der Pelikan, um, die ich allein erzeuge, die dunklen Sorgen zu ernähren. Wut nur erschafft mir Lust und Erholung. Endlich, endlich wird es anders. Krieg soll es sein und auch wir gehen hinein, Krieg also, sei er wild und bezahle mir, was er mir alles raubt, in wenigen Tagen sollen wir ins Feld.

Karoline, das schöne Mägdlein, o mein lieber Freund, — welchem Jammer habe ich beigewohnt — ist in ihren ersten Wochen gestorben; wie anbetungswürdig ist die Cohen, dieses in seiner Demut herrliche Weib.

[Die Bücher würden bald folgen.]

Adelbert.

Die zuletzt erwähnte Angelegenheit, der Tod der Karoline Lehmann, die sich mit dem Komponisten Muzio Clementi verheiratet hatte, in ihrem ersten Wochenbette und die treue Pflege, die ihr Frau Cohen angedeihen ließ, wird auch in den gedruckten Episteln behandelt. Wichtig ist unser Schreiben besonders wegen der Schilderung der Stimmung, die den Offizier bei

den Kriegsaussichten erfüllt, die ihm zunächst keine Anwartschaft auf eine Teilnahme an großen Ereignissen eröffnen; ferner wegen des Abschnitts über Ceres. Sie zeigte sich immer wieder als die große Kokette, die trotz der bestimmten, übrigens sehr günstigen Heiratspläne für Adelbert, die dieser später zerstörte, den Freund nicht losließ, sondern nach zeitweiligem Schmollen ihn enger an sich zu ketten suchte.

Freilich war auch Chamisso nicht unbedingt treu, wenigstens schwärmte er ein wenig auf verbotenen Wegen.

Der folgende Brief, der letzte aus Berlin datierte, führt in die Stimmung ein, die vor dem Abmarsche der preußischen Truppen herrschte.

19. Oktober 1805.

Noch einmal will ichs versuchen, frei an Dich zu schreiben und mögen unsre Götter das Blatt bewahren.

Wie K. A. (Varnhagen) und W. N(eumann) in Hamburg erfuhren, daß ich auf dem Feld-

etat ſtand, machten ſie ſich eilends auf und beſuchten mich . . .

Varnhagen habe ich gefunden ganz der er war, ſeine Briefe waren weiſer geworden, er ſelbſt ſchien es mir nicht zu ſein, nicht wenigſtens nach allen Richtungen. Seine raſende Eitelkeit iſt nur geſtiegen und mit Luſt ſteigen machen ſie die Weiber. Sie könnten ihn an der Freundſchaft ſelbſt freveln laſſen, da wo ſie ihn vergeſſen machten, daß er auch auf Freundſchaft eitel iſt. Auftritte der Art habe ich erlebt, Quälen iſt die Neigung, der er ſich ergibt, ewig Sticheln ſein Spiel, das letzte Ziehen Bedürfnis ſeiner Eitelkeit. Nichts hemmte und das ärgſte könnte geſchehen. Empfindlichkeit iſt eine Folge ihrer. Die ernſten Lehren des Geſchehenen beſſerten ihn nicht. Aus einem Wettringen bei der Cohen wäre bald trotz unſerem allſeitigen Hemmen ein entſetzlicher Kampf entſtanden. Ein Spiel war es nicht geweſen, ich bot ihm die Hand, er zog die ſeine zurück und ſaß ſtarr. Später gingen wir Hand in Hand zu Hauſe und auch er hatte alles ver-

geſſen. Quälen ſagt ich, iſt ſeine Neigung, auch können ihn Kinder und Frauen leidenſchaftlich lieben. Denn, und vielleicht nach ihm, habe ich dieſe Theorie der Leidenſchaft-Liebe entworfen. Quälen ſcheint mir der Liebe Quellen-Geheimnis zu ſein. Sie quälen uns, die Weiber, die wir lieben und das, nach ihrer Natur, aus Inſtinkt, und wenn wir auf die Spur gekommen ſind und ſie aus Theorie quälen, dann auch haben wir ſie. Die uns lieben, wie Ceres mich liebt, die mein Freund, die quälen ſich ſelbſt an uns. Zu Varnhagen zurück. Sein Umgang iſt Männern ſchwer verträglich, auch läßt ihn ſeine Eitelkeit nicht bei wiſſenſchaftlichen Diskuſſionen de bonne foi ſein. Den guten Neumann, der in ſeinem Herzen faul iſt, quält er zu Tod und ob er ihn auch liebet, entfernt er [ihn] von ſich; auch iſt Varnhagen kleinlich neugierig und Neumann aus Faulheit und Grundſatz verſchwiegen. Eine freundſchaftliche Trennung im Guten wäre vorzuziehen; die Cohen ſogar wünſcht ſie, ich nicht. Varnhagen wird auf Univerſität ziehen, er iſt

nicht tapfer, aber ſeiner Eitelkeit wird es ſchmeicheln, ſich an dem Mann gemeſſen zu haben. Gott möge ihm die erſten Male ein derbes Lehrgeld abfordern, nicht etwa eine ſchmückende Ehrennarbe, aber etwa etwas mit Maßen Entſtellendes. Was er ſelbſt darüber ſpricht, iſt eitles Schwätzen in den Wind, er ſpricht von Piſtolen, um Gotteswillen von Piſtolen, wie ich vom Zweigroſchenbrote.

Heimann wird ein Kaufmann weiter nichts; der Sinn für Ideale, von denen er von Freunden gehört hat, ſtirbt ihm aus; gut, grundgut, golden iſt er und hat Liebe im Leibe, aber er wird ein Kaufmann und iſt jetzt nur ein fünfjähriges furchtſames Kind.

Die 2 Jungen haben mich mit ihrem genialiſchen Beſuch wie Du es glauben kannſt, bis zum Rauſche gefreut. Sie haben faſt 3 Wochen bei mir zugebracht, geſchlafen wie im Lazarett, ſind 3 Tage vor dem Ausmarſch abmarſchiert.

Noch eins beſorg' ich für ſie: Varnhagen lebt von ſeinen Freunden, und Neumann ſelbſt hat faſt nichts; beider Leben

ſcheint mir etwas unbeſorgt und hoch her=zugehen. Joſty wird nicht vorbeigegangen uſw.

Von Koreff kein Sterbenswort. . . .

Und nun zu mir, mein guter Adelf, zu Deinem Freund, der viel verſchmerzt hat, hat, ich bin nun ruhig und heiter und ſchreibe Dir mit aller Freiheit vom Bauer Hozle, wo wir am zweiten Tage einquartiert liegen. — Meine Eltern beriefen mich eben itzt meine Reiſe an=zutreten, da ich, wie ich aus ihren Worten er=ſehe, die mir für die Zukunft Beſtimmte dieſen Winter hätte kennen gelernt. Andrerſeits ſchreibt mir Ceres einen in Liebe ſchmelzenden Brief, innig und wahr und kunſtlos, ſie ſagt mir, wie ſie, von ſie nicht verſtehenden Menſchen umgeben, für ſie, für ihren Sohn ſich hinweg von ihnen ſehnt, wie ſie den Wert der Deut=ſchen einſehen lernt, für ihre Ruhe ſich unter ſie ſehnet, wie aber ſie mich noch ſehen, noch ſprechen will und mich in Paris, wo ſie mich ruft, zu erwarten entſchloſſen ſei, ehe ſie ihr Schickſal beſtimme. Dieſes einzig nur iſt ihr Brief und, Adelf, das iſt der Augenblick, wo

ich hinziehn muß und wohin? — und ich kann weder in Zeit noch in Raum nichts berechnen. — Wohin? Erſt hieß es, gegen die Ruſſen und ich freute mich doch nach vollbrachtem Opfer in die Thätigkeit verſetzt zu ſein, die dem Manne ziemt. Aber nun, nun iſt es vielleicht gegen das Vaterland. Ehre, Pflicht! Aber iſt Ehre auch nicht Pflicht? Wär ich ein Franzos geweſen, wär ich von dieſer gewichen. Ehre? Heiſcht aber die Ehre auch dieſes? Hab ich anders handeln können, habe ich es geſollt? Ich weiß es nicht. Ich habe noch diesmal die Augen zugedrückt und bin, ob Schmerz, ob auch Abſcheu fühlend, gefolgt. Adelf, wenn Dich die Soldaten nähmen und Dich der ſchwarze Genius mir entgegenführte, und die Schickſale vielleicht entſcheidend unſerer Nächte.

Von Schickſalen und Loſewerfen will ich Dir ein Märchen erzählen. Ich war nach Potsdam geritten, um bei Itzig Abſchied zu nehmen und ſollte die Nacht zurückreiten. Spät war's geworden, Politik war das Hauptgeſpräch geweſen. Welche hatten gemeint, wir wären in

den Krieg gezogen worden, auf daß nur mehrere Feinde, durcheinander verraten, einer, Preußen etwa, geliefert werde. Andere anders, spät war es geworden und die Damen mittenein vom Schlafe überwältigt. Der Vorschlag wurde getan, der alle ermunterte, durch Karten-Wahrsagen, zur Feier des Abschieds, mir und den Königen das Los zu werfen. Keiner verstand die Kunst. Aus einem Tarockspiele, das herbeigeschafft worden war, lagen die sechs Karten auf dem Tische, welche wie folgt benannt worden waren: Coerbube Napoleon, Pickkönig Alexander, Pickbube Franz, Carodame Friedr. Wilhelm, der Hanswurst: ich selbst und endlich Coerdame, die man mir beigefügt hatte. Ich nahm die Karten in die Hand, mischte und alle schwiegen in der Erwartung. Ich that, wie es mich der Geist lehrte. Ich ergriff die oberste Karte und sprach: Kommt oben; ich warf sie um: Coerbube. Die Aufmerksamkeit war gespannt. Die unterste Karte liegt unten und fällt: der Hanswurst. Was soll die oberste?: Bezahlt die Zeche; umgeworfen: es war Coer-

dame. Was ſoll die unterſte? zieht ruhig zu Hauſe; es war an die ich nicht mehr dachte: Carodame. Ich warf die zwei anderen auf den Tiſch und ſprach: Theilen mit. Alle ſchwiegen, ich umarmte ſie, ſtieg auf mein Pferd, zu dem ſie mich geführt hatten und ſpornte. Die Glocke ſchlug zwölf.

Gegen unſere franzöſiſchen Armeen, die ich küſſen möchte, die raſchen, tapferen Jungen, die zu Fuße gehen, frei von Gepäck, auf nackter Erde im Froſte ſchlafen und raſch ſind, wie nicht Couriere hier zu Land, was ſind wir, wir andern? Der König hatte uns aufgefordert, zu Fuße die Campagne zu machen, und hat uns den Betrag der Erſparnis laſſen wollen; wir ſind aufgeſtanden gegen ihn und, malgré mes dents, ich, der es, wie man nur etwas wünſchen kann, wünſchte, befreit zu werden der quälenden Laſt dieſer Mähren und ποσσι πεποιτως (!), ich muß, muß ſie haben, die mir das Blut der Seele an Geld ausſaugen. Tiſche, Stühle, Betten und Bettſtellen, ja Nachtſtühle ſchleppen wir mit, ſchleppen uns

ſelbſt unter Klagen kleine drei Meilen und fallen um. Auch herrſcht vom Anfang an eine liebenswürdige Unordnung, welche mich erſchreckt: Brot, Futter fehlt, Pferde werden vermißt. Ich habe nichts mitgenommen als Bollwerk gegen die unedle, verhaßte, erſtarrende Kälte, 3 Decken, ein leichtes Koffer und mein Zelt anderthalb Zentner in Summa, worüber Viele die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen wollen; aber daß Homeros, Buttmann und ein Schreibzeug mitgekommen ſind, weißt Du nur ſo von ſelbſt. Vor dem Ausmarſch haben ſich 3 Compagniechefs (anderer Regimenter) erſäuft, erſchoſſen und den Hals abgeſchnitten.

Iſt es ſchmerzhaft, ſo iſt es doch ſchön und ſtolzerhebend und wiederum ſüß, die Beſſeren unter denen, die wir verlaſſen, an uns gekettet zu haben und bei der Trennung durch ſie feſtzuhängen an jedem Orte, wo wir waren. Ich kann Dir nicht ſagen, Adelf, wie dies Berlin, das ich ſchon eine Öde ſchalt und eine Wildnis, mir noch Theilnahme und wahre Freund-

ſchaft hat erblühen laſſen. Von der Sander, der Cohen und anderen habe ich mit Thränen den Abſchiedskuß empfangen, alle, die ich gekannt habe, alle überall haben mir Freundſchaft bezeugt und ich habe keines Schuldners Geſicht geſehen. Mehrere haben mir Geld angeboten. Köſtliche und auch nützliche Geſchenke haben mir werthe Hände gereicht und alſo bin ich gezogen.

Die Nacht des Abmarſches haben mir Freunde Wein und Punſch ins Haus gebracht und wir haben ſie durchſchwärmt und durchjubelt. Beim Ausmarſche mich zu begrüßen zogen Männer und Frauen und Kinder hinaus. Dir jegliches herzuzählen kann ich nicht.

Der Grüne wird erſcheinen, aber ſehr ſpät. Ein Bogen war da.

[Meldet, daß die Bücher abgegangen ſeien, darunter mehreres von Goethe und Schiller; aus der neueren Lit. z. B. Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders von Wackenroder; Alarcos von Fr. Schlegel; Schleiermachers Reden.]

Armee des Herzogs von Braunſchweig bei Hildesheim.

Daß dieſer Brief, obwohl nicht mehr aus Berlin geſchrieben, unter den Zeugniſſen der Berliner Frühzeit erſcheint, wird wohl niemand dem Herausgeber verargen. Das Schreiben iſt kulturhiſtoriſch gewiß das bedeutſamſte. Es iſt das erſte, das aus den Zeiten des Feldzuges geſchrieben iſt. Zum eigentlichen Kriegsheere kam der Dichter nicht; er kam zu der Abteilung, die nach Heſſen zog und ſpäter zur Beſetzung Hannovers beſtimmt wurde. Trotzdem fürchtete er, gegen ſeine Landsleute kämpfen zu müſſen, und der ganze Schmerz darüber, der Unwille über die verlotterten Zuſtände der preußiſchen Armee, die Verweichlichung der Offiziere kommt in lebhafter Weiſe zum Ausdruck; in dieſer Erregung begeht der Dichter noch weit mehr Verſtöße gegen die Grammatik als ſonſt.

Notizen über Perſonen ſind ſeltener als in den andern Briefen: Heimann (Ephraim) iſt bereits früher genannt; Joſty iſt die ſchon da-

mals bekannte Konditorei. Höchst merkwürdig ist die Charakteristik Varnhagens. Sie ist gewiß im ganzen zutreffend, wenn es auch seltsam und bedenklich bleibt, daß sich Chamisso über einen Freund, dessen Besuch er so freudenvoll aufnahm und dem er unmittelbar vorher und nachher überschwengliche Freundschaftsversicherungen zusenden konnte, so schonungslos aussprach. Varnhagen, der diese Briefe vielleicht durch Lafoye erhielt, der seinerseits gewiß diese unliebenswürdigen Stellen nicht nochmals angesehen hatte, konnte unmöglich von dem Porträt, das von ihm entworfen wurde, sehr geschmeichelt sein. Er schrieb an den Rand zu den Worten: „Kampf entstanden“: „Wie mit Lippe, weil ich die Neckerei erwiderte, dem Reichsgrafen, dem Offizier; was sie mir thaten und sie doch nicht leiden wollten, darum soll ich im Unrecht sein?“ Und zu der Stelle, in der ihm ein entstellendes Zeichen aus dem Zweikampf gewünscht wurde, bemerkte er: „Ei, ei, Chamisso! Welch frommer Wunsch!“

Damit ist die Reihe der Briefe aus Cha-

miſſos Berliner Frühzeit zu Ende. Der wirkliche Literaturfreund wird ſie, wie ich hoffe, freundlich willkommen heißen. Denn ſie geben nicht bloß abgeriſſene Notizen über einen Menſchen oder eine Zeit, ſondern ſie bieten ein ſo hübſches Bild einer Epoche, enthalten ſo wichtige Beiträge zur Charakteriſtik eines Lieblingsdichters der deutſchen Nation, ſind menſchlich anmutend und literariſch bedeutſam, ſo daß ſie eines guten Empfangs ſicher ſein ſollten.

Die vorſtehenden Briefe ſollten, da ſie an dieſelbe Perſon gerichtet ſind, alſo äußerlich zuſammengehören, aber auch durch ihren Inhalt vereint ſind, nicht voneinander getrennt werden. Doch ſind noch einzelne Schriftſtücke vorhanden, die teils aus der beſprochenen Zeit ſtammen, teils mit den oben behandelten Gegenſtänden zuſammenhängen, deren Mitteilung gerade an dieſer Stelle nicht unerwünſcht ſein dürfe.

Inhaltlich in unmittelbarſter Verbindung mit den oben abgedruckten Briefen ſteht das folgende Fragment, gleichfalls von Chamiſſo

an den franzöſiſchen Herzensfreund gerichtet. Es iſt nicht mehr aus Berlin geſchrieben, ſondern aus dem Felde, aber jedenfalls vor der Kataſtrophe, alſo noch Aug. oder Sept. 1806. Man erkennt daraus, daß jene ſentimentale Freundſchaftsſtimmung, die faſt etwas Weibliches, Chamiſſos ſonſtigem Weſen Fremdes an ſich hat, nicht bloß in jener einen oben abgedruckten Stelle ausgedrückt wurde. Das Fragment lautet:

„Soviel teurer, guter, herrlicher, nie genug zu liebender Bruder, bevor ich zu der heißeſten Freundſchaftsumarmung kommen konnte. Lieber Menſch, Du biſt, wie Neumann es gut ſagt, ganz ſtille Kraft und kräftige Ruh — ich ſuche Dich und ranke mich mehr und mehr an Dich, in Dein prunkloſes, ächtes, ſtilles Weſen auf, gediegenes Gold Du ohne Glanz . . Es bleibt dabei, wir ſind die Zwillingsbrüder in unſerer Familie und, bei Gott, ich freue und rühme mich deß. Guter Louis, ob manches uns beuget, erhebt uns doch das und ſtärket uns, viele der Guten in dem Zeitalter erkennen und lieben

uns. Mögen wir doch auch vielleicht die kommende Zeit im Werden sein . . ."

Eine zweite Stelle führt etwas weiter zurück in die wirkliche Berliner Frühzeit:

In Varnhagens Stammbuch schrieb Chamisso (die Blätter liegen bei de la Foyes Briefen) ein Gedicht, dessen 9 letzte Zeilen dem Gedicht „Die jungen Dichter" (Almanach 1804, Hitzig 5 I, 27 A.) entsprechen, dessen Anfang so lautet:

Den niedern Ruf der Wirklichkeit verschlossen
Vereinen unsre Seelen sich, Regionen,
Wo Wert und Schönheit im Gesange sprossen
In ewig grüner Jugend zu bewohnen.
Von heitern Höhen nimmer zu entsteigen
Als in des flachen Lebens kalte Zonen
Der ewgen Blumen Samen hinzustreuen.

Auf die folgende Seite schrieb Chamisso:

Derjenige, an den viel zu entwickeln ist, wird später über die Welt und sich aufgeklärt.

Freunde können und müssen Geheimnisse

voreinander haben, sie sind einander doch kein Geheimnis.

Goethe.

Dein

Adelbert v. Chamisso.

Berlin, im July 1804.

Wenig später ist nachstehendes Briefchen Varnhagens an Neumann, 19. Sept. 1804:

„Einen schriftstellerischen Plan habe ich: nämlich mit Chamisso vielleicht in einem halben Jahr schon einen Band Fragmente herauszugeben, nämlich Ideen und Ansichten in der Manier der Schlegelschen nur deutlicher und umfassender, Poesie und Kritik als Hauptglieder betrachtet. Dazu solltest Du einen ansehnlichen Beitrag liefern. Ich habe nur einen guten Grund eigener Sachen, auch einiges von Chamisso, was ich aus seinen Gesprächen aufbehalten. Koreff gäbe uns gewiß vieles dazu. Überlege das mit Chamisso und hat es Eure Zustimmung, seid fleißig; ein ordentlicher Band müßte es schon werden. Novalis und Schlegel

würden in der Materie nicht als unfehlbare Meiſter dienen können."

Die eben mitgeteilte Nachricht war bisher unbekannt. Sie darf nicht als erſter Anſatz zu den 1807 erſchienenen „Erzählungen und Spielen" aufgefaßt werden, denn dieſe Sammlung, bedeutend ſpäter veröffentlicht, iſt weſentlich andern Inhalts. Sie iſt ſehr bedeutſam. Sie gibt Kunde von der großen Verehrung, die Varnhagen dem gleichaltrigen Dichter zollte, die ſich auch in einer bisher unbeachteten Stelle der „Nordiſchen Miscellen" kundgibt, der ich in meiner demnächſt erſcheinenden Chamiſſo-Biographie (Leipzig, Reclam) Aufnahme gewähre. Doch ſteht unſre Stelle ganz vereinzelt da; denn in den ſonſtigen Aufzeichnungen Varnhagens, ſowohl den gedruckten, als den mir zugänglichen handſchriftlichen iſt von Geſprächen Chamiſſos nicht die Rede.

Die oben angeführte zu Hamburg erſcheinende Zeitſchrift, die „nordiſchen Miscellen," die, da ſie bisher gänzlich unbeachtet geblieben iſt, einmal näher beleuchtet zu werden verdient,

wurde von Varnhagen mit vielen Beiträgen bedacht u. a. dem, von dem im Folgenden die Rede ist.

Varnhagen an Neumann.

Anfang Dezember 1804.

„In die nordischen Miscellen habe ich einen literarischen Aufsatz hineingewettert, der hier allgemeines Aufsehen erregt hat. Man liest uns wohl gar und setzt uns in der Literatur als anerkannte Dichter auf feste Plätze."

Am. 3. Dez. 1805 forderte Varnhagen den Freund zu Beiträgen für die nord. Miscellen auf. Am 10. schrieb er: „Darf ich Deine Lilienromanze[1]) mit Deinem Namen in die Nord. Miscellen einrücken lassen? Schlechte Gesellschaft! Indes komme doch zu Varnhagen, Neumann, Reinhold, Robert! sie liegen ja alle drin!"

---

[1]) Was mit der Lilienromanze gemeint wird, ist nicht klar; ein Beitrag Chamissos unter dessen Namen ist überhaupt in den Nord. Misc. nicht zu finden; also auch nicht die Lilienromanze.

Am 10. Jan. 1806 schrieb Varnhagen über dieselbe: „Ich hatte des Knaben Wunderhorn [1]) in den Nord. Misc. gut und herzlich angezeigt, der Freimütige hat sich über diese meine Anzeige hergemacht, jedoch sehr dumm: ich hatte mich nicht genannt, werde auch nichts antworten; Gott bewahre mich.“

Ein paar andre Stellen aus damaligen Briefen Varnhagens mögen, da sie über die literarische Tätigkeit der Genossen und ihre persönlichen Beziehungen Interessantes enthalten, hier folgen.

An Chamisso.

28. Febr. 1806.

„Unser Merkel ist da. Aber ja strenge Verschwiegenheit! Besonders fordere ich Dein

---

[1]) Varnhagens Besprechung des „Wunderhorns“ in den Nord. Misc. erschien im 1. Dez.-Heft 1805. Der Freymüthige vom 30. Dez. Nr. 261 brachte eine Hamburger Korr. vom 16., in dem der Herausgeber aufgefordert wurde, seine Meinung über das „Wunderhorn“ zu sagen und wo die von V. mitgeteilten Proben ronisch behandelt werden.

Ehrenwort (nicht wegen meiner) für die Variationen, sie sind von mir, auch die erste, verstehst Du.[1])“

An denselben.

26. Mai 1806.

„Arnim, den ich bald bei Reichardt sehn soll, gibt vielleicht auch etwas“ [für den 4. Almanach.]

Ein 4. Jahrgang des Almanachs ist bekanntlich nicht erschienen. Mit „Merkel“ ist die satirische Schrift: Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Kölln bei Peter Hammer 1806 gemeint. Die Variationen über das Thema: „Sei stets Dein und anderer Plage, Ärgerlich beim Großen, Rechten, Huldige dem Platten, Schlechten — Merk' Elender, was ich sage“ stehen das. S. 45—48.

[1]) An den Rand hat Varnh. später geschrieben: Von Bernhardi.

In dem Hauptstücke dieses Kapitels ist von jener rätselhaften Französin die Rede gewesen, die Chamissos jugendliches Herz entflammte und ihm neben kurzen Glücksmomenten lange Zeiten herber Qual bereitete. Nun stellt man es gewöhnlich so dar, daß mit dem Erscheinen Chamissos in Frankreich das seltsame Verhältnis zu Ende gewesen sei; das ist aber durchaus nicht der Fall. Zum Zeugnis dafür dienen die folgenden drei Briefe. Der erste ist zwar vor dem Pariser Aufenthalte, aber ein Jahr nach dem letzten oben mitgeteilten Schriftstück entstanden, die beiden andren stammen aus der Pariser Zeit. Sie bekunden, daß das Versteckspiel, das Ceres mit dem „Bruder" trieb, fortdauerte und daß der getreue de la Foye in dem Weiterbestehen des Verhältnisses die schlimmste Gefahr für den Freund sah. Sie lauten:

Chamisso an de la Foye.

Hameln, 9. Okt. 1806.

[Schickt die Abschrift eines Briefes der Ceres 16. Aug.]

„Wie beantwortet man einen ſolchen Brief, Adelf? — Alſo beantwortet man einen ſolchen Brief: höre du. Ich habe zu ihr geſagt: Du haſt recht gethan, ſelbſt Dein Los der Entſcheidung zu fällen, ſonder früherem anderweitigem Berathen; ſo das Wort, das Du geſagt haſt, ja gehießen iſt es gut und Glückauf!, ſo es nein gehießen, ſprech ich nur zu Dir: haſt Du nicht eines Andern ſein wollen und begehreſt doch einen Freund zu Deinem Glücke, ſo nimm mich, werde von Stunde an mein durch das Wort. Was die Gewitter, die uns ſcheiden, auch drohen, vorüber müſſen ſie ziehen und dann eil ich zu Dir, haben wir doch erfahren, wir wären Leute von Kraft und Ausdauer. Laſſe uns heute vermählt ſein.

Ich weiß von ihr nichts als das was wir zuſammen wußten und ihre lokale Adreſſe in Paris bei ihrem Vater: Rue Verneuil uſw., welche ſie mir ſie zu beſuchen gegeben hat und die ich nicht ſchriftlich gebrauchen darf, ſchriftlich poste restante . . . Daß ihr Wort nein gehießen, ſcheint mir am Tage. Über das fernere:

Gottes Rath; ich vermuthe nur so, daß es an dem sogenannten Besten, dem Gelde beiderseits, fehlen wird, und es, was ich enden wollte, und vielleicht auch am ungeschicktesten am Ende mit ausgesprochen habe, in das alte Vielleicht und ungewisse unbestimmte Wesen zurückfallen wird, etwa ein: „Laß mich ewig unglücklich sein, fodre von einer andern das Dir schuldige Glück.“ Andererseits, mein Guter, dringen die von der Familie sehr in mich und es scheint wohl, daß etwas Bestimmtes da sei für eine Heirath, wo es nur an meiner Wenigkeit fehlt, welche hier auf Wache zieht, pour le roi de Prusse . . . Ich indes bin in einer Ruhe der Seele und Ertödtung alles Begehrens fest gesetzet, die mich selbst lachen macht.

Chamisso an de la Foye.

Paris, 6. Jan.[1]) 1807.

A propos Ceres. Nun ja, die ist hin — nun was denn mehr? Ach ja! hätt' ich es doch

[1]) Varnhagen hat falsch: Juni gelesen und dies dazu geschrieben.

bald vergeſſen. Ich ſuchte ſie unter ihrer Adreſſe rue Verneuil auf und fand ſie. Ich drang in ſie, meine Hand anzunehmen und ſie ſchlug ſie einzig und allein meinetwegen aus, denn ſonſt hätte ſie ſich nichts Beſſeres gewünſcht. Ein Mehreres habe ich nicht heraus foltern können. Übrigens bin ich der ſämtlichen Familie, Vater, bei dem ſie logiert und die Wirtſchaft führt: Barois, capitaine de génie du conseil de la guerre; soeurs: 1. Césarine Vafflar artiste, élève de Renaud, 2. Julie. 3. Isabelle Pollet; lauter liebe, gute Leute als der Bruder, der berliniſche Bekannte Adelbert v. Chamiſſo präſentiert worden und dabei bleibt's. Bruder rühm ich mich zu ſein und rühmen mich alle Leute — wer ihr Mann und welche ihre ſonſtigen Verhältniſſe, was kümmert's mich weiter — ich weiß wenigſtens keine Silbe weiter.

Meine Alternativen ſind die vorher zu erſehenden: entweder zu Meaux verheiratet oder zu Paris auf einer Bibliothek durch Koreffs Vermittlung angeſtellt oder endlich nach dem

lieben Deutschland zurück und den deutschen Freunden. Theremin läßt Dich herzlich grüßen. Von Varnhagen kein Sterbenswort, er ist nach Halle zurückgekehrt, ist, sagt Theremin, ein äußerst gelehrter Mann geworden.

De la Foye an Varnhagen.

Gießen, 21. 2. 1807.[1])

[Schreibt, er wäre nur eine Nacht mit Chamisso zusammengewesen. In Paris? oder wo sonst?]

Chamisso ist beglückt. Seine Familie braucht ihn nicht. Eine thörichte und übel ausgelegte Liebe hält ihn nur dort, treibt ihn etwas anzufangen, oh, sei Du sein Schutzengel. Nur müßtet ihr erst auf seine eigene Sicherheit denken, denn Du kennst seine Lage und jede Unbesonnenheit könnte ihm äußerst gefährlich sein.

Die beiden letzten Stellen erscheinen mir sehr merkwürdig. Die Namen des Vaters

---

[1]) De la Foye war damals als Sekretär des Kriegskommissärs in Deutschland.

und der Geſchwiſter der Franzöſin waren bis-
her unbekannt. Die „törichte und unüberlegte“
Liebe kann, meiner Überzeugung nach, auf nie-
manden anders, als auf Ceres bezogen werden,
man erkennt aus dieſer Äußerung, wie ungünſtig
der Eingeweihteſte das Verhältnis und deſſen
ewiges Hinſchleppen betrachtete. Es war ein
Segen für Chamiſſo, daß nach ſeiner Entfernung
aus Frankreich Ceres aus ſeiner Lebensbahn
verſchwand.

III.

Die Verſuche und Hinderniſſe Karls.

In Goedekes Grundriß VI, 187 heißt es (unter W. Neumann) „Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Eine deutſche Geſchichte aus neuerer Zeit. Erſter Teil. Berlin und Leipzig. [Georg Reimer] 1808.“ —

Die übrigen Stellen, auf die unmittelbar nach dieſer Angabe verwieſen wird, beſagen, daß der Roman eine Nachahmung Wilhelm Meiſters iſt und nennen Fouqué und Varnhagen als Mitverfaſſer.

In dieſen Notizen kommt alſo Chamiſſo gar nicht vor, ſo daß kein Grund vorhanden zu ſein ſcheint, in einem dieſem Dichter gewidmeten

Buche von dem Roman zu handeln. Indessen war aus der schon oft angeführten Hitzigschen Biographie Chamissos bekannt, daß der Letztere Anteil hatte; die aus jenem Werke und aus Varnhagens Denkwürdigkeiten in Betracht kommenden Stellen hatte Walzel[1]) zusammengestellt. Varnhagens Erzählung lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

Durch Jean Pauls Flegeljahre veranlaßt, beschlossen W. Neumann und Varnhagen einen Roman zu schreiben. „Kein Plan wurde verabredet, als der, die neueste Zeit und deutsche Verhältnisse zu behandeln, die äußere Gleichmäßigkeit zu beachten und mögliche Einheit zu suchen, im übrigen aber nach Kräften einander entgegenzuarbeiten. Ich schrieb flugs das erste Capitel, Neumann eben so rasch das zweite, so ging es mit dem dritten und folgenden weiter, und wir hielten uns mit widerstreitenden Richtungen, mit störenden

---

[1]) Chamissos Werke, Deutsche Nat.-Lit., Bd. 148, S. XXXVI fg. Anm.

Wendungen und absichtlich bereiteten Schwierigkeiten so treulich Wort, daß eine Reihe von mehr als zehn Capiteln sich in größter Spannung und ganz besonderen, dieser Entstehungsart zu verdankenden Reize darstellte, wir uns aber auch so verfahren hatten, daß wir kaum noch hofften, ohne Gefährde des auch äußerlichsten Zusammenhangs weiterzukommen. Nun griff von Nennhausen her noch Fouqué, dem ich davon geschrieben hatte, als dritter Theilnehmer bereitwillig ein, und löste durch ein hübsches Capitel den Knoten, den er sofort aber wieder schürzte. Das auf diese Weise vermehrte Manuskript gab auch uns neuen Sporn, und so rückte der Roman, bei nicht gerade regelmäßigem Wechsel der Ausarbeitung, endlich bis zu einem vollständigen ersten Bande vor, unter tausend geselligen Erheiterungen, die durch wiederholtes Vorlesen und Besprechen des Fertigen, durch eifriges Ersinnen des Künftigen, durch zahllose Anspielungen, Ironieen, kleine Ränke und Frevel der Abfassung, sowie durch hunderterlei Beziehungen des Tages, die sich an solche Thätig-

keit anknüpften, für uns und unſern engern Kreis eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens wurden. Außerdem, daß wir uns ſelbſt und andre lebende Perſonen, mehr oder minder deutlich, und nicht gerade geſchmeichelt, darin abgebildet hatten, war dem Buche, hauptſächlich durch Neumanns Einfall und Talent, noch ein beſondrer Gewinn der wirkſamſten Figuren geworden. Gleich im zweiten Capitel parodirte er vortrefflich des Geſchichtsſchreibers Johann von Müller ſchwungvollen und knappen Stil, dann kam Jean Paul Richter in komiſchem Abbild, ich brachte ein ſolches von Johann Heinrich Voß in ſchwerfälligſten Hexametern aus, endlich ließen wir gar, die Wanderjahre Wilhelm Meiſters vorwegnehmend, dieſen Helden mit dem Markeſe umherreiſen und gar üble Begegniſſe erleben; ſpäter zogen wir die Vorfälle des letzten Krieges herbei, wo denn einige Deutſchheit und einiges Preußenthum mit einfloß, und wenigſtens an gedrängter Fülle des mannigfachſten Inhalts und Intereſſes hat es dieſem Buche nicht gefehlt. Ich fürchte nicht,

daß Freundschaft oder Eigenliebe mein Urtheil hier bestechen, wenn ich sage, daß einige Partien des Buches, namentlich aber das Bruchstück aus Hans Striezelmeyers eigner Lebensbeschreibung in Johann von Müllers Manier und der Steckbrief Jean Paul Richters auf sich selbst, beides von Neumann, zu den köstlichsten Scherzen unserer Literatur gehören, und durchaus wert sind, erhalten zu werden.

Um hier gleich alles abzuschließen, was diesen Roman betrifft, so führ ich noch an, daß wir uns mit dem Manuskript noch lange herumtrugen, in Berlin manchen Kreis damit ergötzten, sogar Schleiermachern zum Bewunderer hatten, in Nennhausen bei Fouqué, in Friedersdorf bei Marwitz die größte Ehre einlegten, und endlich das Ganze, wozu noch Fouqué ein paar Capitel, Bernhardi eine Episode von Anekdoten beigetragen hatte, Harscher aber ein Kapitel über Musik, welches besonders gegen Reichardt gerichtet werden sollte, schuldig blieb, und ein Beitrag von Chamisso zu spät kam."

An andern Stellen wiederholt Varnhagen

die Behauptung über Neumanns Autorschaft der wohlgelungenen, der Wirklichkeit entsprechenden Schilderung Jean Pauls, versichert die Ähnlichkeit des Dichters Voß mit dem im Roman vorkommenden Focks, berichtet, daß er in Wien 1809 dem Hauptmann Ponsard, einen Bekannten aus Hameln her, zu dessen großem Vergnügen, erzählt habe, er komme in der Dichtung vor, berichtete von einem anerkennenden Briefe A. W. Schlegels über das Werk und meldete (1814), daß auch Frau v. Staël von dem Buch Kenntnis genommen und sich darüber geäußert habe.

So genau nun auch Varnhagen orientiert ist, dessen Glaubwürdigkeit sich überhaupt umsomehr bestätigt, je genauer man ihn mit den Quellen vergleicht, so ist es doch sehr lehrreich, hier die größtenteils ungedruckten über das Dichtwerk des Kreises jugendlicher Autoren handelnden Briefstellen hintereinander folgen zu lassen.[1])

[1]) Sämtliche wörtlich abgedruckte Stellen sind dem Varnhagenschen Nachlasse entnommen. Die schon gedruckten sind als Regesten behandelt, mit Angabe des Druckorts.

Fouqué an Varnhagen.

1. Juni 1807.

Episodische Beiträge zum Doppelroman sollst Du von mir und meiner Frau fortwährend erhalten.

Fouqué an Varnhagen.

1. Juli 1807.

Empfange denn zuvörderst meine Entschuldigung wegen des kriegskünstlerischen Offiziers, den ich in den Roman hineingeschwärzt habe. Ich gestehe, die Anmaßung war für einen, der sich nicht zum ordentlichen Mitarbeiten verpflichten kann, ein wenig stark, dagegen aber gebe ich Dir auch alle mögliche Vollmacht über Leben und Tod dieses ungebetenen Gastes. Meinethalben kann ihn der Karl, der ohnehin rasch und geschickt mit dem Duelliren bei der Hand ist, auch noch leicht todtstechen, das wäre dann der Dritte und aller guten Dinge drei. Wo aber der Adolf herkommt und seine Schwester, die schöne Mohrenkönigin, die ich Neumann zum Trotz und Dir zu Liebe wieder

aus dem kleinen Mohrenkönige feminiſirt habe, darauf bin ich äußerſt begierig und ich bitte Dich um baldige Nachricht des Falls, wie auch um ſchleunige Herzſtärkung für den guten Karl, der es nicht lange mehr ſo aushalten kann und mich faſt ſelbſt zu dauern anfängt.

Varnhagen an Fouqué.

16. Aug. 1807.

Mit dem Doppelroman, jetzt Quadrupelroman, ſteht's ſchlecht; erſt Bernhardi faul, jetzt Neumann; wir danken Dir herzlich für Deinen ſchönen Beitrag. Möchte wohl Deine Frau einige Prachtſcenen in einem Schloſſe bei einer Gräfin übernehmen und zugleich die ganze Geſchichte lenken? Sie iſt, wie ich aus dem Roderich[1]) ſehe, äußerſt glücklich in ſolchen Schilderungen und hat dafür eine recht feenhafte Phantaſie. Zu Oſtern wird ſicher der 1. Band von mehr als 400 Seiten erſcheinen

[1]) Roderich. Ein Roman in zwei Teilen. Berlin bei J. E. Hitzig 1806.

können, wie eine Bombe wird er in die Literatur fallen, ohne in seine viererlei Sorten zu zerplatzen. Ich bin fleißig daran.

Fouqué an Varnhagen.

20. Aug. 1807.

Auf den Quadrupelroman bin ich höchst begierig. Meine Frau wird sich indes schwer bewegen lassen, ihn zum Quind(!)upelroman zu avancieren, so lebhaft sie sich auch für sein Fortkommen interessiert. Sie ist jetzt selbst mit einem neuen Roman[1]) beschäftigt und behauptet dazu so vieler Perlen, Juwelen, Gold- und Silberstangen Teppiche und anderer Herrlichkeiten zu bedürfen, daß sie sich unmöglich entschließen könnte, das Schloß der Gräfin ausschmücken zu helfen, sie würde, fürchtet sie, ihren Vorrath gänzlich dadurch erschöpfen. . . . Indessen glaube ich noch nicht die abschlägige Antwort für definitiv annehmen zu dürfen. Vielmehr biete ich einen Aufsatz an, den ich bei

[1]) Der nächste Roman Carolinens „Die Frau des Falkensteins" erschien erst 1810.

Bernhardi zurückgelaſſen habe. Fühlt ſich der Karl einmal recht niedergedrückt, ſo könntet ihr dies Mittel mit Zuverſicht anwenden. Ich bin es dem armen Helden wohl ſchuldig, wieder einmal etwas zu ſeiner Herzſtärkung zu thun, da ich bei unſerer erſten Bekanntſchaft (ich geſtehe es) unverantwortlich arg mit ihm umgegangen bin.

Varnhagen an Fouqué.

12. Dez. 1807.

Am Doppelroman iſt kein Buchſtabe weiter geſchrieben worden, die Materialien aber ſehr vermehrt.

Varnhagen an Fouqué.

9. Febr. 1808.

Der Doppelroman liegt bei Neumann und regt kein Glied, nur wenige Zuckungen ſind in der einen Extremität, dem Ende, das in meiner Kur ſteht und als Novelle erſcheinen wird, wenn nicht Neumanns unſägliche verdrießliche Schreibeſcheu auch dieſes noch lähmt. Zu Oſtern kann nichts

davon erſcheinen, was wirklich übel iſt. Indes denkt Harſcher fleißig an das muſikaliſche Capitel. Dich aber möcht ich bitten, zu ſeiner Zeit den Überfall des Schloſſes recht militäriſch zu beſchreiben und in dem vorangehenden Gefecht den Preuß. Offizier die tödtlichen Wunden auf edle Weiſe zu ertheilen, an denen er, aufs Schloß gebracht, die Canzone dichtend, ſterben ſoll.

Neumann an Varnhagen.

Mai 1808.

Wenn ich Dir gleich, lieber Varnhagen, mein Capitel noch unvollendet überſende, ſo wirſt Du doch aus dem, was Du erhältſt, recht gut ſehen können, was es enthalten wird. Die Schilderung, die Ludwig von ſich ſelbſt macht, wird vollendet und nachdem ſie Friedrich der Gräfin ganz vorgeleſen, ſoll dieſe über ihn den Ausſpruch tun. Serenen[1]) habe ich es zugedacht, in dem Charakter der Gräfin dieſen

[1]) Literariſches Pſeudonym für Frau von Fouqué.

Ausſpruch zu thun; in dem Briefe, den ich vor einigen Monaten an F. ſchrieb, habe ich ihm dieſes ſchon gemeldet und nach ſeiner Antwort hat ſie ſich dazu willig gezeigt. Sie kann ſich alſo nach dieſem nicht mehr weigern, wenigſtens dieſen Theil an unſerem Werk zu übernehmen. Du und F. könnten nun ungehindert eure Pläne ausführen. Binnen wenigen Tagen ſchicke ich Dir den Reſt des Capitels mit einem Brief an F. nach Nennhauſen. Ich habe wahrlich jetzt nicht die Kraft, weder ſchneller noch beſſer zu arbeiten.

Fouqué an Varnhagen.

Juni 1808.

Auf den Doppelroman freue ich mich ſehr. Ich will mein Beſtes tun, dem ehrlichen Cameraden ſeine tödtlichen Wunden mit Liebe zu ertheilen und den Angriff aufs Schloß gut zu ordnen. Dazwiſchen kommt aber doch wohl noch ein oder mehrere Capitel? Oder folgt es unmittelbar aufeinander? Vergiß ja nicht, mir bei Überſendung des Manuſkripts alles genau

zu beſtimmen, auch den Namen des Franzoſen, den ich auf eine günſtige Weiſe einführen ſoll, ſchreibe mir auch. Harſchers Capitel über die Muſik erregt meine ganze Erwartung.

Varnhagen an Fouqué.

Berlin, den 3. Auguſt 1808.

Zugleich erhältſt Du denn nun endlich einmal den Doppelroman, mit Mühe, aber doch gut, hoffe ich, zu dieſem Punkte angelangt, wo Du ihn aufnimmſt. Ich hätte kaum geglaubt, daß ſich die Verwirrung noch ſo würde handhaben laſſen, und wahrhaftig, es fehlte nicht viel, ſo hätten wir uns feſtgerannt, aber indem ich den Roman fortſtieß, hielt ich zugleich Neumann zurück, der immer mehr neues zuführen wollte. Dein Capitel, das hoffentlich groß wird, muß nun den erſten Band ſchließen, indem die Werneriana und Chamiſſos Brief aus Hameln eine zu weitgreifende Darſtellung fordern, als daß ſie noch in dieſen Band kommen könnten, deſſen Erſcheinung dadurch auch zu lange aufgehalten würde. Ich habe die erſten

Capitel zurückbehalten, weil Du ſie wohl genug kennſt, um nicht gegen ihren Inhalt zu verſtoßen, und weil ich ſie gern mit Neumann während der Zeit durchſehen möchte. Auch fehlt Harſchers erſehnter Beitrag noch. Erlaube, daß ich Dir noch einige Verhaltungsregeln zugebe. Daß Friedrich und Julie mit Sofie fortgereiſt ſind, erſpart manche Verlegenheit; es bleibt aber noch die arme Amanda zurück, die ich ſehr Deiner Sorgfalt empfehle. Adolf wird getödtet, Karl ſchwer verwundet (damit wir Urſache haben, ihn noch in der Folge auf dem Schloſſe zu behalten), der preußiſche Offizier mit tödtlichen Wunden aufs Schloß gebracht, wo er die Canzone niederſchreibend den Geiſt aufgibt. Die Gräfin darf wohl nicht vergeſſen werden. Am wenigſten aber Fräulein Luiſe, die auf eine ſchickliche Weiſe ihrer Jungfrauſchaft ledig werden mag. Nur wünſche ich, daß zwei charakteriſtiſche Ausſprüche vorkämen, auf ſie angewandt, die ich von zweien Franzoſen auf die Baronin von Boye ſagen hörte. Der eine, ein wilder, derber, ſonſt ſehr gut-

müthiger Mann, von der ſpaniſchen Grenze, ſagte: il paraît, qu'on lui a fait la bouche avec un coup de sabre! der andre, fein, überaus ſprachgewandt, ſetzte in ſeiner Manier hinzu: il est vrai, il faut convenir qu'elle a la bouche brusquement fendue. Letzterer war Büjac, dem es übrigens ſehr, ſehr ſchlimm geht. Die Namen der beiden Franzoſen, die wir als tapfer und brav angeführt ſehn möchten, ſind Ponſard und Bribes, von denen der letztere jener Südländer von der ſpaniſchen Grenze iſt, mit ganz ſpaniſchen Augen und ſchönem Geſicht. Du kannſt nun unverzüglich die Luft mit Schüſſen und franzöſiſchen Flüchen erfüllen. Lebe wohl, mein geliebter Freund. Mögen Dich die Muſen glücklich über die Kluft, die Du hinter dem Sigurd glaubeſt, hinwegführen!

Ewig Dein treuer

K. A. Varnhagen.

Apropos! Warner bleibt fort, der Schuft iſt mit dem Gelde durchgegangen.

Fouqué an Varnhagen.

6. August 1808.

Ich habe eben den Doppelroman bis auf den Punkt gelesen, wo ich ihn aufzunehmen bestimmt bin und fühle mich innig bewegt davon ... Die Art, wie Du meinen Galmy[1]) in dem Doppelroman einflichst, hat mich gerührt und erfreut und auch, wenn es sein könnte, noch inniger an das Werk geknüpft. Du sollst mein Capitel bald erhalten.

Fouqué an Varnhagen.

22. August 1808.

Meine Arbeit an dem Doppelroman wird heute oder morgen fertig. Ich habe aber zwei Capitel machen müssen, sowohl wegen der Fülle des gegebenen Stoffes als auch weil sich in der That die Handlung von selbst in zwei Abschnitte theilt.

---

[1]) Auch Rahel schätzte den Galmy sehr: Rahel — Varnhagen I, 59 f.

Fouqué an Varnhagen.

29. Auguſt 1808.

[Sendet den Doppelroman.]

Ich habe ihn ſo lieb gewonnen, daß ich über ſeine Fahrt ganz vorzüglich unruhig bin. Fräulein Luiſe wirſt Du meiſtens zugetheilt finden, was Du ihr wünſchteſt, allerdings jedoch in der Vorausſetzung, Du würdeſt, (wie wir ſchon früher darüber einig waren) das allzu Perſönliche bei ihrer Einführung wegſtreichen. Vorzüglich den Selleri[1]) und Tergenthin. Vergiß auch ja nicht, die Huſaren in Dragoner umzuwandeln.

Varnhagen an Fouqué.

31. Auguſt.

Du haſt den Roman ſo reich ausgeſtattet, ihm ſo viele und ſchöne Schätze mitgegeben, daß er Dir, wie Kinder oft thun, ebenſo ſehr angehört als uns, die wir uns freilich ſeine Eltern nennen und ihm das tägliche Brot oft kümmerlich ge-

---

[1]) Sollte etwa: Sellier gemeint ſein, den Varnhagen (1808) charakteriſiert? (Daſ. S. 39.)

nug gereicht haben. Daß die zu argen Perſönlichkeiten wegfallen, verſteht ſich.

Fouqué an Varnhagen.

4. September 1808.

Die Art und Weiſe, wie der Doppelroman getauft werden ſoll, gefällt mir ſehr, wie auch meiner Frau, die Dir aber ſagen läßt, ihr Werner in der Luiſe ſolle den Seitenblick einbüßen, den Du auf die Titulatur der Nennhauſenſchen Romane wirfſt ... Noch eine Bemerkung über den Doppelroman. Wilhelm Meiſter freut ſich einige Tage vor der Schlacht von Auerſtedt darauf, den göttlichen Schiller in Weimar zu ſehen, und dieſer gute Mann war doch damals ſchon ſeit einem Jahre todt. Der Anachronismus iſt wohl zu arg! Oder könnte auch Meiſter im Irrthum ſein, was vielleicht ſo übel nicht wäre, ſo müßte ihn doch Karl zurechtweiſen.

Varnhagen an Fouqué.

20. September 1808.

[Harſcher ſchreibt ſchwer.]

So iſt es ihm oft zuletzt noch mit dem muſi-

kaliſchen Geſpräche für den Roman gegangen. Ich ſelbſt habe einen Anfang geſehen, der aber wieder liegen blieb und nun iſt es zu ſpät.

Varnhagen an Fouqué.

Dresden, 13. Oktober 1808.

Der Doppelroman wird jetzt bald fertig ſein.

Varnhagen an Chamiſſo.

13. Oktober 1808.

Der Doppelroman geht hoffentlich gut fort im Druck; habe doch auch Du ein Auge auf ihn.

Chamiſſo an Fouqué.

Mitte Oktober 1808.

Neumann ſei in Angſt, den Roman wieder „anzuheben“. Hitzig I, 231.

Chamiſſo an Fouqué.

Oktober 1808.

Der Roman gehe langſam im Drucke fort. Hitzig II, 234.

Varnhagen an Chamisso.

14. November 1808.

Neumann soll nur ja schreiben am Doppelroman, da schon ein Plan da ist; nur lasse ich ihn bitten, wenn die Wernerschen Sachen vorkommen sollten, den Mann Rafael Geiß zu nennen, der sich immer auf den Meister des Ordens Zacharias beruft.

Neumann an Varnhagen.

Berlin, 29. November 1808.

Der Anfang zum zweiten Theil unseres Romans, den Chamisso recht gut ersonnen hat, ist schon unter meinen Händen und soll es nicht lange bleiben, obgleich er vielleicht mehrere Capitel füllen wird. Verzeihe, daß ich hier noch als retardirendes Mitglied erscheine. Ich verpfände mein Wort, ihn in acht Tagen aus Händen zu geben dann soll ihn Fouqué erhalten, der rüstiger arbeitet, wie Du weißt, und so erhältst Du gewiß recht bald eine starke Sendung.

Varnhagen an Neumann.

4. Januar 1809.

Der Roman, geliebter Wilhelm, der nun endlich angekommen, macht mir viele Freude: Über Striezelmeyer und Focks muß ich laut lachen, sowie ich des ersteren 56tes Capitel lese und ihn zu seinen grausamen Abenteuer wandern sehe und des letzteren Epistel rezitiere, die mir, da ich kürzlich die Luise von Voß gelesen, und jetzt die Bukoliker desselben unter Händen habe, ganz besonders lebhaft wird, und dann wieder die herrlichen Züge in F.'s Capitel. Das „Krieg gibts und die schwere Not Franzosen" hat für mich eine Wahrheit und Lebendigkeit wie 100 Karls. Ein sonderbares Gefühl habe ich doch beim Anblick des Druckes, der freilich allerliebst ist, gehabt, und es war gewissermaßen wehmüthig. Das Manuskript, das ich so oft vorgelesen, war mir so vertraut geworden und schon an der Form der Zeilen, nun vollends an der Handschrift der Verschiedenen war mir der Inhalt fest geknüpft, daß ich mit

einem Blicke ganze Partien des Buches überſah. Jetzt iſt alles äußerlich gleichförmig und ich konnte anfangs gar nichts finden und mich gar nicht drein ſchicken, daß eine Stelle wie die andre ausſehe. Ja freilich wäre wohl eine andere Durchſicht nöthig geweſen. Du haſt den Frömmler (Frähling) gleich im vierten Capitel hineingebracht. Daß meine Sonette doch mit abgedruckt ſind, iſt nun ſchon recht. Aber der Titel über meiner Canzone[1]), der nur daſtand, um die Cenſur zu beruhigen, hätte bei der Correctur ſollen geſtrichen werden. Viele falſche P. ſind in Druck, auch Ws. Die Stellen aus Wilhelm Meiſter habe ich auch ſehr ſchlecht angebracht, ſie ſind langweilig, darin hatte Schleiermacher recht, aber ſie ſind auch ungeſchickt. Ich hätte das ändern ſollen: dieſes Capitel und das der Anekdoten in einiger

---

[1]) Die Canzone nahm Varnhagen ſpäter in ſeine Gedichte S. 91—93 auf mit ſehr ſtarken Änderungen. Ausgelaſſen ſind ferner die 2.—4., 7., 8. Strophe mit zuſammen 80 Zeilen, ſtatt der zehnzeiligen Schlußſtrophe ſind 7 andre Verſe eingefügt.

Rückſicht ſind meines Bedünkens die einzigen wahren Schwächen des Buches. Ich bin unſäglich begierig auf das neue Manuſkript von Dir und F., das ich bald zu erhalten hoffe. Ob ich ihm aber noch viel werde zulegen können, iſt eine zweifelhafte Sache. Bitte doch Schütz in meinem Namen, daß er zum zweiten Theil eine Epiſode ſchreibe oder noch beſſer eine Zeitlang die Begebenheiten fortführe, wenigſtens ſoll er ein paar Romanzen dazu geben.

Neumann an Varnhagen.

21. Februar 1809.

[Klagt über ſeine Lethargie.]

Nachdem ich es endlich über mich gewonnen, wieder an dem zweiten Teil unſerer Verſuche und Hinderniſſe zu arbeiten, war ich beinah mit dem zweiten Capitel fertig, als der Zufall wollte, daß ich zu meinem Machiavell einen Verleger fand[1]).

[1]) Des Nikolaus Machiavelli Florentiniſche Geſchichte. Aus dem Italieniſchen überſetzt. Berlin 1809, 2 Bände.

Neumann an Varnhagen.

20. April 1809.

In einem hieſigen Judenhauſe war ich als Hofmeiſter vorgeſchlagen. Man war ganz geneigt mich zu nehmen und wollte mir 300 Thaler geben. Als man aber den Doppelroman las, fand man in der Beſchreibung Cohens einen Zug großer Undankbarkeit, und es ward nichts daraus.

Varnhagen an Roſa Maria.

Januar 1811.

Gerade wie ich dort [bei Friedr. Schlegel] war, kam ein Brief von ſeinem Bruder aus Genf[1]), worin dieſer dankte für den Aufſchluß über unſeren Roman und damit ſchloß: „Wenn die jungen Leute auf eine ſolche Art thätig ſind, ſo wollen wir ſie überall auf alle Weiſe loben.“

---

[1]) Varnhagen hatte, wie er Januar 1809 an Rahel ſchreibt (Briefwechſel I, 269) den erſten Teil des Romans an A. W. Schlegel geſchickt und einen zweideutigen Brief dazu geſchrieben.

Ich ſprang auf und rief einmal über das andere: „Wie vornehm, o, wie vornehm!“ Die Schlegel [Dorothea] ſagte mir aber verwundert, er betrachte ſich als einen Alten und hofmeiſtere den Friedrich ebenſo.

Fouqué an Varnhagen.

9. Mai 1811.

Wie freut es mich, daß Schlegels den Doppelroman ſo finden. Ich habe ihn noch vor kurzem mit großer Luſt wieder geleſen.

Neumann an Varnhagen.

Rennhauſen, den 30. Dezember 1811.

Man will mich hier durchaus zu einer Fortſetzung des Doppelromans bewegen und ich werde wenigſtens den Verſuch dazu machen. Man behauptet, der erſte Theil finge jetzt an etwas bekannter zu werden, und in dieſem Fall könnte man die Aufmerkſamkeit des Publikums zugleich benutzen und erhöhen. Indes verſteht ſich, daß der zweite Theil pikant genug ſein müßte, um den erſten noch zu überbieten und

daß, wenn man über das Gelungenſein in dieſer Rückſicht nicht ganz ſicher iſt, man gar nicht damit vortreten muß. Sobald ich etwas fertig habe, ſende ich es Dir zu und Du magſt Dich dann erklären, ob Du theilnehmen willſt. Freilich wird jeder größere Maſſen bearbeiten müſſen, wegen der Entfernung.

Fouqué an Varnhagen.

1. Januar 1812.

[Schreibt an Alboin.]

Neumann aber, eben drei Schritte von mir, am Doppelroman, den ihr durchaus nicht untergehen laſſen dürftet. Es iſt doch eine edle höchſt bedeutende Frucht unſerer Tage und die erſt jetzt ordentlich an das äußere Licht oder vielmehr an die äußere Luft zu kommen beginnt.

Neumann an Varnhagen.

Berlin, 29. Januar 1812.

Ich ſchreibe jetzt an dem dritten Capitel des

Doppelromans und werde noch einige Zeit daran fortarbeiten; auch Seegemund hat ſich ein Capitel ausgebeten und ich bin gern bereitwillig dazu, da ſeine Arbeit nicht in den Gang des Ganzen eingreifen ſoll, was ſich jetzt auch ſchon ziemlich von ſelbſt verbietet. Dann werde ich es dem F. zuſenden und von ihm mag es zu Dir gelangen, ſo wird bald wieder eine beträchtliche Maſſe daſtehen. Auch mit Reimer ſpreche ich nächſtens und ich habe einige Hoffnung, daß er ſich wird willig finden laſſen, da ich von anderer Seite höre, daß das Buch jetzt Intereſſe erregt.

Varnhagen an Fouqué.

Prag, 12. Februar 1812.

Als eine wahrhafte Herzenserquickung erfahre ich, daß der Doppelroman fortgeſetzt wird, möchte nur die Reihe bald an mich kommen, während die Arbeit daran in meiner winterlichen Einſamkeit mir noch eine Faſtnachtsluſt ſein kann . . . Unſer Neumann ſchreibt mir, daß auch Seegemund ein Capitel ſchreiben wird;

wohl! er hat einen ſehr ausgebildeten Stil und Reiz in der Darſtellung.

Varnhagen an Chamiſſo.

21. Juni 1821.

Du haſt, mein lieber Freund, den Wilhelm Meiſter der „Wanderjahre“ auf den der „Verſuche und Hinderniſſe“ bezogen. Das thut mir ſehr leid. Denn ich ſehe wohl, Du haſt von letzterem Werke nicht den zweiten Theil geleſen, ſonſt würdeſt Du wiſſen, woher der unter dem Namen Wilhelm Meiſter auftretende Menſch ſtammt, und ſeine ſauberen Reiſegefährten, der Markeſe nichts ſind, als ein paar „dreiſte Betrüger“, die mit falſchem Namen falſche Päſſe führen, aber entlarvt und beſtraft worden ſind; die in den Päſſen gebräuchliche Beſchreibung der Perſon läßt gar keinen Zweifel. Die auf den echten Meiſter lautenden finden ſich an den unechten nicht vor und was dieſer thut und erleidet, kann jenen nicht ſchmähen.

Die Striezelmeier, Focks, Jean Paul, Warner uſw. ſind von demſelben Schlage wie

jener Wilhelm. Es wird ihnen nicht beſſer ergehen. Aber ihre Vorbilder, denen ſie nachahmen, bleiben in Ehre und Anſehen. Du ſelbſt aber, möchteſt Du nach dem Adelbert, den die Dichtung aus einem ewigen Studenten in einen zeitlichen Philiſter umgewandelt, gemeſſen ſein? Du würdeſt den Brief, den die Verfaſſer der Verſuche und Hinderniſſe für ihren zweiten Theil, jenen Philiſter am 20. Juni ſchreiben ließen, für nichts andres gelten laſſen, als etwa ein ſolches Stück, wie in Geſtalt von Selbſtbiographie, Steckbrief, Confeſſion uſw. im erſten Theil ſchon vorkommen.

Hitzig an Varnhagen.

9. Dezember 1834.

[Bei Gelegenheit einer kurzen Beurteilung von Varnhagen Neumanns Leben.]

Ich erlaube mir anheim zu ſtellen, ob es nicht zweckmäßig ſein dürfte, bei der Erwähnung der Schweigſamkeit Neumanns auf die Selbſtſchilderung in Karls Verſuchen

und Hinderniſſen in einer Note aufmerkſam zu machen.

Bevor indeſſen die vorſtehenden Mitteilungen verwertet werden können, muß eine Inhaltsangabe des Romans gegeben werden, da die Kenntnis des Inhalts bei den Leſern nicht vorausgeſetzt werden kann.

Der Held des Romans, Karl, beſucht eines Abends ſeine Geliebte Sofie. Sie ahnt, daß er abreiſen will, geſtattet ihm eine ſtürmiſche Liebesſzene, ohne ihm allerdings die letzte Gunſt zu gewähren; im höchſten kritiſchen Momente erſcheint ihr Gatte, es kommt zwiſchen dieſem und Karl zum Kampf, der Baron wird erſtochen und Karl flieht. Im Gaſthaus hört er wie zwei Reiſende ſich unterhalten und der eine von dieſen, Hans Striezelmeier, dem andern ſeine Geſchichte vorlieſt (er iſt eines Bauern Sohn, der auf der Univerſität ſtudierte), Karl trifft dieſen Striezelmeier und ſeinen Begleiter, einen Oberſten, bei der Tafel, befreundet ſich mit dem letzteren und erlangt von

ihm, dem er ſich vollkommen entdeckt, die Zuſicherung, für die Ordnung ſeiner Verhältniſſe und ſeine Rückkehr zu ſorgen. Seltſame Träume, in denen widrige Schickſale, auch Frauen eine Rolle ſpielen, beſchäftigen Karl in der Nacht. Am nächſten Morgen macht er mit dem Oberſten auf einem nahegelegenen Gute einen Beſuch bei einem der Freunde ſeines neugewonnenen Gefährten, wo er drei junge Mädchen findet: Henriette, eine unſchöne Gelehrte, Emilie, eine Sportsfreundin, Julie, eine vollkommene Schönheit. Die Wirkung dieſer Schönheit wird alsbald gezeigt an einem Jüngling, der Blumen ſtreut und Lieder ſingt und aus Liebe zu Julie verrückt geworden iſt. Auch Karl gerät in Flammen. Studenten als Muſiker verkleidet, unter ihnen Striezelmeier, beleben das Mahl und nehmen teil an einem Spaziergang, bei dem Karl ſich mit Henriette begnügen muß, während ein Student, Friedrich, der ihn mit allerlei Hohnreden bedenkt, Juliens Begleiter iſt. Während einer Pauſe, da die Geſellſchaft Kaffee trinkt, kommt ein junger Herr Warner,

der allerliebſte ausgeſchnittene Zeichnungen herumzeigt, für dieſe kleinen Kunſtwerke von Karl große Lobſprüche erhält, von Friedrich aber erſt dann gelobt wird, als er große ſatiriſche Figuren, Juden und Philiſter ausſchneidet. Karl darf Julie zurückbegleiten, muß aber dabei Friedrichs Geſellſchaft erdulden, der auch Julie auf der Schaukel nicht verläßt, aber ſchließlich durch einen geſchickten Stoß Karls allein auf derſelben gelaſſen wird. Während die übrigen beim Abendeſſen vergnügt ſind, bleibt Karl ſtill. Ziemlich ſpät abends fällt Striezelmeier, der beim Spazierengehen eifrig lieſt, in einen unbedeckten Brunnen, wird mühſam herausgezogen und von dem Pfarrer wieder zum Leben gerettet. Karl erhält ein Zimmer mit einem Studenten zuſammen, der ihm entdeckt, Henriette habe ein Verhältnis mit Striezelmeier, das nicht ohne Folgen geblieben ſei.

Einige Tage bleibt Karl auf dem Schloſſe, obwohl der Oberſt, auf politiſche Miſſionen geſchickt, nicht zurückkehrt. Er befreundet ſich mit Warner, wird aber aus dem ſüßen

Nichtstun durch die Nachricht gerissen, daß der Bruder von Sofiens Gemahl Karls Verhaftung betreibe. Karl fordert Friedrich zum Duell, dieser entschuldigt sich mit einer Verabredung und schickt einen Freund Theodor, Stiefbruder der Sofie aus sehr edler Familie, der kurz vorher eine Geliebte, Luise, verloren hat, der nun statt seiner den Kampf ausficht. In dem Duell wird Theodor tödlich verwundet, Karl entflieht mit Warner und Eduard, Theodors Sekundanten, der sich ungern von dem Freunde trennt. In denselben Gasthof, in dem die Freunde übernachten, kommen Julie und Sofie von Franz und Striezelmeier begleitet; Karl mit seinem Gefährten flieht aufs neue, vorher aber binden die übrigen Gäste Striezelmeier und stecken ihn in einen Kamin. Auf dieser Flucht wird Karl von Friedrich und dessen Freunde Franz erreicht, denen ein Wagen mit vier Damen folgt: Sofie, Julie, Amanda und die Begleiterin der letzteren. Karl, der seine Gefährten verloren, kommt in die Nähe von Friedrich und Franz, wird in der tiefen Dunkelheit bei schrecklichem

Wetter von ihnen nicht erkannt, muß aber deren Gespräche anhören und namentlich erfahren, daß auch jener Oberst, den er für seinen Freund hielt, ihn verdamme. Friedrich und Franz suchen sich die Zeit mit Erzählen von Geschichten zu vertreiben, fordern ihren stummen Begleiter Karl, den sie für ihren Freund Adolf halten, auf, an dieser Unterhaltung teilzunehmen. Dieser gibt sich, um unerkannt zu bleiben, für krank aus und wird deshalb von den Freunden in den Wagen zu den vier Frauen gehoben. Diese tun ihm als dem vermeintlichen Adolf alles Liebe an, erhöhen aber seine Pein dadurch, daß sie, selbst Sofie, in ziemlich unverblümter Weise über Karl herfallen. Plötzlich erscheint der wirkliche Adolf auf einem Pferde neben dem Wagen und erschreckt die Frauen und den Kutscher dermaßen, daß letzterer die Herrschaft über die Pferde verliert, so daß der Wagen einen Abhang herunterstürzt. Infolge dieses Sturzes ist der wirkliche Adolf vom Pferde gefallen und verwundet, Friedrich rettet ihn zu einem Köhler, bei dem schon Eduard und

Warner eingekehrt waren. Die Damengesellschaft, die wunderbarerweise unverletzt geblieben ist, wird bei einem andern Köhler in Sicherheit gebracht. In ernsten und heiteren Gesprächen vertreiben sich die Frauen die Zeit, Sofie ahnt, daß der Fremde, der eine Zeitlang im Wagen gesessen habe, Karl sei, dieser aber ist aufs neue entflohen, nachdem er eine Weile hindurch vergeblich von Franz verfolgt worden war. Nach längerer Unterhaltung, nach Erzählungen von Anekdoten, wobei Amanda zur Anekdotenkönigin erwählt worden war, besteigen die Damen wiederum den gänzlich unverletzten Wagen und fahren fort.

Unterdessen ist Karl, obwohl von der Verfolgung ermattet, weitergegangen, hält große Monologe über sein unseliges Geschick und trifft in einem Wagen Wilhelm Meister, in der Begleitung des Marchese. Karl, der die Aufforderung Meisters, mit ihm zu fahren, annimmt, befragt seinen gastfreundlichen Führer nach allen möglichen Einzelheiten des Goetheschen Romans, z. B. nach dem Alter des Felix,

macht auf manche Widersprüche des Romans aufmerksam, faßt den Gedanken, daß man auch sein Leben zu einem Roman verarbeiten könne und läßt sich von dem neugewonnenen Freunde nach einem Schlosse führen, in das jener mit dem Marchese eingeladen ist.

In dasselbe Schloß einer Gräfin, die längere Zeit in Italien geweilt und dort den Marchese kennen gelernt hatte, kommen nun auch die vier Damen, ebenso wie Friedrich, Franz und Adolf, der letztere ist der Bruder Amandas und der Bräutigam Juliens; die Hochzeit mit dieser soll auf dem Schlosse gefeiert werden. Die drei genannten Herren haben unterwegs Jean Paul getroffen und mit auf das Schloß gebracht. Jetzt erst wird Striezelmeier vermißt; auf Anregung der Gräfin, die gehofft hatte, in jenem ein angenehmes Pendant zu dem in ihrem Schlosse weilenden Focks zu finden, wird ein Brief ausgefertigt, um den Säumigen herbeizuholen. In vergnügten Unterhaltungen, in denen z. B. Jean Paul seinen Steckbrief mitteilt, vereinigt sich die vielköpfige neue Gesellschaft mit dem Mar-

cheſe und Wilhelm, während Karl krank im Bette liegt.

Der Letztere nämlich, der als Italiener Carlo der Gräfin vorgeſtellt worden, hält ſich verborgen, nur Amanda ahnt, wer der Fremde iſt. In zärtlichem Geſpräche mit ihr verſucht Julie ihr das Geheimnis ihrer Liebe zu entreißen. Einen Augenblick von der Freundin allein gelaſſen, hört ſie Karls Stimme aus dem Pavillon, wo er wohnt und vernimmt dabei auch das Geſtändnis ſeiner Liebe zu ihr.

Am Abend, da der größte Teil der Geſellſchaft zuſammen iſt, kommt es, angeregt durch einen preußiſchen Offizier zu politiſchen Geſprächen, patriotiſchen Reden, in denen ein allzuſicheres Siegesvertrauen in dem Kampfe gegen die Franzoſen ſich äußert, Franz und Adolf Luſt bezeigen, in das Heer zu treten und die ganze Geſellſchaft durch die Nachricht, der Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich ſei erklärt, enthuſiasmiert wird. Amanda, die mit einer älteren Jungfrau, Fräulein Luiſe, zuſammenwohnt, muß von dieſer nach dem Be-

richte angeblicher und wirklicher Liebesabenteuer das Bekenntnis vernehmen, daß sie imstande sei, Carlo zu heiraten. Durch solche Gespräche aufgeregt, entzündet sich die in Amanda schon glimmende Liebe zu Karl zu heftiger Flamme; in nachtwandlerischem Zustande geht sie in den Pavillon, wo Karl wohnt, und es folgt eine diskret angedeutete Liebesszene.

Am nächsten Tage soll Adolfs und Juliens Hochzeit sein. Am Morgen begegnen sich Fräulein Luise und Jean Paul, ergehen sich in literarischen Gesprächen, während deren Jean Paul verspricht, Luise mit Karl bekannt zu machen. In diese Unterhaltungen mischt sich Adolf mit sehr unhochzeitlichen Gedanken: Er ist von einer unbändigen Kriegssehnsucht ergriffen, die sich noch verstärkt, da er einen preußischen Offizier an der Spitze seiner Kriegslieder singenden Dragoner trifft. Er begegnet dann Karl, mit dem er sich befreundet, da er bei ihm dieselben politischen Gedanken antrifft, die ihn bewegen, zeigt ihm in einem Neben-

gebäude das Bild ſeines Vaters, des ruſſiſchen Oberſten, der wie früher erwähnt, auch in Karls Leben ſo mächtig eingegriffen hatte, kann aber von dem neugewonnenen Freunde nicht erlangen, daß dieſer an der Feier teilnimmt.

Das Feſt ſoll auf einem Hügel ſtattfinden. Als Adolf dort erſcheint, von ſeiner Braut froh begrüßt, muß er einen Abſchiedsbrief ſeines Freundes leſen, der zum Heere gegangen iſt (das Vorleſen dieſes Briefes, der drei Sonette ſowie die Geſchichte: Der Einſiedel und der Pilger enthält, in der viele merkwürdigen Vorgänge aus dem Leben des Markgrafen Waldemar von Brandenburg verwebt ſind, unterbricht in ſeltſamer Weiſe die Handlung). Aber das Feſt will überhaupt keinen rechten Fortgang nehmen, da alle möglichen Zwiſchenfälle ſtörend eintreten: Striezelmeier erſcheint mit einem jungen Herrn Ludwig; der erſtere lieſt das im alten Chronikenton abgefaßte Kapitel ſeiner Selbſtbiographie vor, in dem ſeine Befreiung aus dem Kamin durch einen Schornſteinfeger ganz luſtig erzählt wird. Nach dem

Mittageſſen unterhält ſich die Gräfin mit Friedrich und Ludwig, dem großen Schweiger, der in einem von Friedrich vorgeleſenen Stücke einer Selbſtbiographie ſeine Schweigſamkeit und Schwermut aus ſeinen Lebensverhältniſſen, dem frühen Verluſte ſeiner Eltern, der grauſamen Behandlung durch einen Stiefvater, erklärt. Er erzählt ferner darin, wie er in eine Familie gekommen, die ihn freundlich aufgenommen habe und wie er bei dem Manne der jüngſten Tochter aus dieſem Hauſe, einem reichen älteren Herrn, Lehrling geworden ſei.

Während ſie noch im Leſen begriffen ſind, werden ſie unliebſam geſtört durch die eintreffende Nachricht von einer Krankheit Amandas. Sie leidet an Krämpfen und Erbrechen. Julie widmet ſich ihr ganz, und Adolf muß ſich mit der Geſellſchaft Friedrichs begnügen. Statt der ernſten auf Großes und Erhabenes hinzielenden Unterhaltungen, die bisher die Geſellſchaft beſchäftigt hat, folgen nun ſeltſame Klatſchberichte, unter andern von Henriettens nun erklärter Schwangerſchaft und der Wut der Familie.

Friedrich vermutet, daß Karl oder Warner der Attentäter sei. Durch alle solche Erzählungen wird Adolf in seiner düsteren und zerrissenen Stimmung noch melancholischer und wird vollkommen verstört durch die von Ludwig erhaltene Mitteilung, daß Theodor im Duell von Karl getötet worden sei. In dieser Stimmung begegnen sie, obwohl sie es zu vermeiden wünschen, Friedrich mit der toll aufgedonnerten Luise, die den drei Männern von Amandas Nachtwandeln Bericht erstattet, ohne freilich das Ziel dieser Wanderungen zu verraten, da es ihr selbst unbekannt ist. Währenddessen gehen Focks und Jean Paul zu Karl, um ihn, von dessen früheren Schicksalen und mannigfachen Beziehungen zu einzelnen Gliedern des Kreises sie nichts wissen, zu bewegen, zur Gesellschaft zu kommen. Adolf stößt zu ihnen und wird etwas ärgerlich darüber, daß es nicht seiner Freundschaft, sondern dem Geschwätze jener gelungen ist, Karl aus seiner Einsiedelei herauszubringen.

Wirklich erscheint Karl in der Gesellschaft,

aber sein Auftreten macht kein Aufsehen. Ein kleines Mißgeschick erreicht ihn dadurch, daß er seine mit Tee gefüllte Tasse auf Luisens grünes Kleid fallen läßt und diese zu eiligem Rückzuge nötigt; sonst kommt es hauptsächlich zu einer größeren literarischen Unterhaltung mit dem Marchese und Meister über Goethe, im Verlauf deren diese ihr Verlangen aussprechen, den Dichter kennen zu lernen. Die Unterhaltung wird gestört durch Julie, die voller Schrecken herbeieilt, entsetzt über einen Wahnsinnigen, der aus Liebe zu ihr seinen Verstand verloren und sich trotz der Überwachung in ihrer Nähe gezeigt hat. Sie wird allmählich beruhigt, die ganze Gesellschaft ist aber in einem seltsam gespannten Zustande, da wird die Spannung durch das Erscheinen von Friedrich, Ludwig und Striezelmeier noch vermehrt. Denn als der erstere seinen alten Gegner Karl erkennt, kommt es zwischen beiden zu einer heftigen Szene; Wilhelm Meister, der Frieden stiften will, bekommt eine Ohrfeige, der Marchese packt ihn auf und fährt mit ihm davon. Endlich werden

die beiden Gegner durch beschwichtigende Worte, die die Gräfin an Friedrich richtet, getrennt. Karl, allein in seinem Zimmer, ergötzt sich an einem blauen Bande, das er Amanda bei der nächtlichen Begegnung entrissen, liest zu seiner Beruhigung und Zerstreuung den Ritter Galmy von Fouqué. Da kommt Amanda von ihrer entsetzten Kammerjungfer begleitet. Diese wird zurückgeschickt und Karl und Amanda erneuern die nächtliche Liebesszene. Sie werden durch Adolf und Ludwig gestört; der letztere in vollem Entsetzen über das, was er sehen muß, stürzt sich in einen Brunnen, Adolf reißt Amanda aus Karls Armen. Karl ist nach dieser neuen Untat, die ihn ohne seine Schuld, halb wider seinen Willen wiederum dazu führte, ein Mitglied der Gesellschaft zu verderben, ganz ratlos, da erscheint plötzlich Warner.

Währenddessen vermindert sich die im Schlosse versammelt gewesene Gesellschaft. Julie entfernt sich, da sie sich von Adolfs Kälte beleidigt glaubt; in ihrer Begleitung verlassen auch Sofie und Friedrich das Schloß. Während

Karl wartet, daß Warner ihm einen Wagen beſorge, damit auch er dieſen Schauplatz ſeiner neuen Untaten verlaſſen könne, kommen franzöſiſche und preußiſche Kriegerhaufen in die Nähe des Schloſſes. Dicht bei dem Gebäude, das zur Stätte eines friedlichen Feſtes auserſehen war, kommt es zu einem erbitterten Kampfe, an dem die noch übrigen Helden der Geſchichte teilnehmen. Adolf fällt, Karl wird verwundet, Fräulein Luiſe beſteht lächerliche Abenteuer; ein preußiſcher verwundeter Offizier wird von den franzöſiſchen Kollegen Ponſard und Bribes in das Schloß getragen. Durch den Tod dieſes jugendlichen Helden, durch die Abenteuer, in denen er ſelbſt eine Rolle ſpielt, erkennt Karl endlich die Größe des Momentes; mit einem Gedichte, das einer Kanzone Petrarcas nachgeahmt iſt, in der die Klage über das Vaterland und die Hoffnung auf ſeine Rettung ausgeſprochen iſt, ſchließt der Roman.

Eine Beurteilung dieſes ſeltſamen Werkes zu geben, iſt ſehr ſchwer. Der Schluß iſt überaus ernſt, und man erkennt deutlich den Ein-

druck, den die schweren Ereignisse des Jahres 1806 auf preußische Gemüter machten und die Umwandlung, die in vielen Leichtsinnigen dadurch hervorgerufen wurde. Aber bis auf den Schluß ist das Ganze eine tolle Häufung von Geschichten, eine immer reicher an Unwahrscheinlichkeiten als die andre, die Darstellung der mannigfachsten Abenteuer, in die ein im Grunde gutmütiger, jedenfalls durchaus nicht verderbter Mensch, infolge des Zufalls und widriger Umstände gerät. Daß bei Einzelheiten Goethes Wilhelm Meister vorgeschwebt und eine Parodie dieses Romans beabsichtigt war, ist von vornherein klar und wird deutlich bezeugt durch das Auftreten Wilhelm Meisters selbst.

Doch darf man das nicht so verstehen, als wenn eine Kriegserklärung gegen den großen Weimaraner, sei es aus übertriebener Schillerverehrung, sei es aus romantischer Einseitigkeit und Überhebung beabsichtigt gewesen. In dem Lager der Goethegegner waren die Verfasser unsres Romans nie anzutreffen, und wenn auch

damals noch keiner der Verfasser dem Meister gegenüber oder vor dem Publikum seine Bewunderung so entschieden ausgesprochen hatte, wie besonders Varnhagen es später tat, so waren sie schon damals so gegen ihn gesinnt, daß sie höchstens einige Absonderlichkeiten zu bespötteln geneigt waren[1]).

---

[1]) Vgl. Varnhagen-Rahel I, 17 (Juli 1808) I, 75 und für die damalige Goethefestigkeit bes. I, 284. Die Freunde fürchteten, Goethe werde den Spott übel nehmen, Varnhagen traute sich zu, den Meister zu beruhigen (Rahel-Varnhagen I, 134) Rahel war empört das. S. 168. „Wilhelm Meisters Wanderjahre!" schreibt er (30. Nov. 1809, das. II, 27) bei der falschen Nachricht, die Fortsetzung der „Lehrjahre" sei bereits erschienen. „Nun, bedeutender konnte die lederne „Reisekappe" in Karls Versuchen nicht werden; Rahel, das ist ein einziger Spaß". Als er den ersten Brief Goethes empfing (10. Dez. 1811, Weim. Ausg. Briefe 22, 207 fg.) meinte er, (19. Dez. 1811, II, 200), wenn Goethe etwas von ihm gewußt hätte, „konnte es nur ein Mißbehagen sein, das ihm unsere Scherze, falls er sie gelesen, verursachen mochten". Die übrigen Erwähnungen des Romans das. I, 163, 226, 230 f., 265 bringen nichts Neues. Die Ausführung S. 327 darf nicht auf unsren Roman bezogen werden, vielmehr ist ein Werk der Frohberg gemeint.

Aber außer dieſem Werk müſſen noch andre literariſche Vorbilder den Verfaſſern vorgeſchwebt haben, die einſtweilen nicht nachzuweiſen ſind.

So wenig man für den ganzen Roman ein ganz beſtimmtes Muſter aufweiſen kann, ſo wenig iſt man imſtande, für alle erwähnten Lokalitäten, Vorgänge und Perſonen Vorlagen und Vorbilder aus dem Leben der Autoren zu finden. Die Örtlichkeiten ſind ſo wenig plaſtiſch geſchildert, daß es kaum möglich ſein wird, einen beſtimmten Ort zu nennen, der am Anfang der Erzählung gemeint iſt; und auch die verſchiedenen Stadien der Wanderung laſſen ſich nicht ohne weiteres identifizieren. Ein einziger derartiger Hinweis findet ſich in einer zeitgenöſſiſchen Äußerung, in folgendem Briefe:

Wilhelm Grimm an Jacob.

Berlin, 3. Oktober 1809.

... Es iſt vor kurzem ein Roman herausgekommen: Karls Hinderniſſe, woran der ganze Kreis dieſer hieſigen Dichter gearbeitet

und jeder ein paar Capitel geſchrieben; es iſt in der Manier des Wilhelm Meiſters und einiges iſt recht gut, z. B. was Fouqué geſchrieben, ich nenne es Dir, weil es durch ſeine Anſpielungen intereſſant iſt. Der Reichardtſche Garten kommt darin vor, Louiſe, über die es ſchlimm hergeht. Johannes Müller war ſehr gut parodiert und Voß. — (Briefw. zw. Jacob und Wilh. Grimm S. 177.)

Dieſe Äußerung iſt äußerſt wichtig: der Hinweis auf Voß ſtimmt, ebenſo wie der auf Wilhelm Meiſter, die Stelle über Joh. Müller gibt gute Fingerzeige. Es iſt ferner ſehr wohl möglich, daß Reichardts Garten in Giebichenſtein bei Halle etwa das Vorbild zu dem Platz für die Hochzeitsfeierlichkeiten geweſen ſei. — Varnhagen, der in Halle geweſen war, mochte ihn von ſeinem dortigen Aufenthalt kennen. Dagegen bleibt es wiederum ſehr zweifelhaft, daß Reichardts Tochter das Urbild für die Luiſe ſein ſoll, die in dem Roman keine ſehr anmutige Rolle ſpielt.

Nur über einzelnes läßt ſich eine beſtimmte

Aufklärung geben. So hat z. B. Fouqué die Weisung Varnhagens beachtet, einzelne französische Ausdrücke vorzubringen (vergl. Or.-Ausg. S. 387) und auch die von dem letzteren angegebenen französischen Namen sind benutzt[1]).

Auch für manches andre läßt sich aus den im vorstehenden mitgeteilten Briefen die Erklärung beibringen.

Am wenigsten klar wird, wer unter Karl gemeint ist. Ein Mitglied des jugendlichen Kreises der Verfasser ist er nicht und am wenigsten kann es Varnhagen sein, obwohl auf ihn der Vorname zutreffen würde. Denn Varnhagen ist unter Warner gemeint: von ihm wird z. B. erzählt, was ja auf Varnhagen zutrifft, daß er in Gesellschaft durch seine Fähigkeit des Ausschneidens besonderen Erfolg gewinnt, überdies wird von ihm (S. 71) noch ausdrücklich gesagt, er sei der Sohn eines Arztes in Düssel-

[1]) Der oben 3. Aug. 1808 erwähnte Bribes ist jedenfalls derselbe, wie bei Rahel-Varnhagen I, S. 8 und 14, vgl. auch das. II, 8. — Nach der Or.-Ausg. des Romans ist auch ferner zitiert.

dorf, welcher letztere nach Straßburg gezogen und in Hamburg gestorben sei.

Zwei literarische Persönlichkeiten, gegen die sich hauptsächlich der Spott richtet, sind klar genug bezeichnet: Focks ist natürlich der alte J. H. Voß, der in Hexametern spricht (S. 193), Jean Paul bedarf keiner besonderen Erklärung, da er ja mit seinem Namen angeführt wird. Die Satire gegen ihn ist sehr stark; er wird gleich damit eingeführt, daß er trotz seiner Größe und Dicke im Schweiße seines Angesichts Erdbeeren sammelt. Ein andres Mal eifert er gegen die Sonette. Seine Sprache ist bilderreich, nicht ungeschickt dem, was man sonst über Jean Paul weiß, nachgeahmt. Gleich bei seinem ersten Auftreten hat er folgendes zu sagen: „Das ist ja eben das Vorrecht, das jus imaginum der Edlen, daß sie gegenseitig ihre Bilder besitzen können, ohne sich jemals selbst gesehen zu haben, und daß eine Bruderseele der andern die warme Liebeshand reichen kann über die weite grüne Erde hin.“ Auch sonst ist die Art Jean Pauls gut nachgeahmt. Z. B. wie

er das Entzücken ſchildert, das man über die auf der Teewieſe verſammelten Frauen hegt. „Tauſend Polymeter erklingen wie ebenſoviel Nachtigallen in meiner Bruſt, wenn ich in dieſe Milchſtraße von weißen Kleidern hineinſchaue. Himmel, welch ein Himmel! (Vgl. unten) ſoviel Sterne als Augen und um ſie alle recht zu ſehen, müßte man ebenſoviele haben. Nicht eines, aus denen nicht Luſt und Glanz und Anmut ſtrömte; wahrlich jeder kranken Seele möchte ich verordnen, in dieſes Wonnebad zu reiſen.“

Er hatte Humor genug, die ihm zu teil gewordene Behandlung nicht übel zu nehmen. Varnhagen beſuchte ihn in Baireuth und wurde freundlich aufgenommen, er tadelte nur, wie Rahel meldete, „das Auftreten Wilhelm Meiſters in dem Roman“ (Rahel-Varnhagen I, 107). Nachträglich fand Varnhagen die Köſtlichkeit der Zeichnung beſtätigt. Er ſchrieb an Rahel (Januar 1809 daſ. S. 263) „Im Doppelroman ſagt Neumanns Jean Paul: Himmel, welch ein Himmel. Im „Morgenblatt“ ſteht

zum 1. Januar ein Aufsatz vom wirklichen Jean Paul, da heißt's „Himmel, welch ein Himmel!" Das heißt ja fast prophezeien."[1])

Sonst richtet sich z. B. die Satire gegen Zach. Werner. Seite 45 erhält Karl „die Söhne des Tals" zur Lektüre, ein „dramatisches Historienstück", dessen unförmliche Dicke er bespöttelt, dagegen wird Werner von Henriette sehr gerühmt, aber ihre Bemerkung „der Verfasser sei ein gottseliges Gemüt" wird etwas verdächtig durch die recht geringe sittliche Kraft, die als ihre Eigentümlichkeit bezeichnet wird.

Sonstige Spöttereien richten sich gegen Philosophen jener Zeit. Mit den Bemerkungen, das Absolute sei die Schwester der Religion und seiner Verwandten der Kunst (S. 155) soll wohl Fichte getroffen werden.

---

[1]) Auch andere Satiren waren beabsichtigt: Varnhagen an Rahel, 1. Nov. 1810 (Briefw. II, 101), „Ich wollte den Dichter Hölderlin im Doppelroman verspotten und erfuhr mit Entsetzen, daß er seit vielen Jahren in Tübingen wahnsinnig sei."

Der Professor, als dessen Famulus Karl eine Zeitlang fungiert, ist natürlich Kiesewetter (S. 72). Der Name wird zwar nicht genannt, aber die Sache ist klar genug durch die Erzählung Warners, er habe ein Verhöhnungssonett auf ihn gemacht mit Reimen auf Wetter.

Wie Varnhagen und Fouqué, letzterer wenigstens durch einen Roman (Galmy), so ist auch Neumann, der Dritte im Bunde, vertreten und zwar in der Person des Ludwig. Auf ihn paßt nicht bloß die Charakteristik, daß er zu schweigen verstehe, sondern auch die wenigen Bemerkungen über sein Leben, vor allem seine Jugend, sein Eintreten in das Geschäft eines Kaufmanns. Dieser Kaufmann ist der Bankier Cohen in Berlin, dessen Charakteristik Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten gibt. Mit dieser stimmt alles überein, was hier über jenen Kaufmann erzählt wird: seine Halbbildung, wohl auch der kleine Zug, daß er Neumann Mathematik lehren will; die Stelle (S. 296). „Die positiven Eigenschaften dieses Mannes bestanden in einer ungeheuren Sucht nach Ge-

nüssen aller Art und in einer unbegrenzten Eitelkeit; die negativen in einer totalen Schwäche und Unentschlossenheit“ [1]) war gewiß diejenige, welche Neumann später in diesem Kreise Unannehmlichkeiten bereitete (oben S. 141.)

Wer aber ist Striezelmeier? Er spielt im Roman eine ganz eigenartige Rolle. Man möchte ihn als Narren bezeichnen, aber als einen gelehrten Narren, da er ja einmal als Pendant zu Voß charakterisiert wird. Er ist nur gut dazu, allerlei Schabernack zu erleiden. Was er für eine soziale Stellung einnimmt, wird nicht völlig klar: mitunter macht er den Eindruck eines Untergeordneten, der nur in Begleitung andrer auftritt, um sich dadurch gleichsam zu legitimieren; dagegen stempeln ihn seine nahen Beziehungen zu Frauen zu einem in der Gesellschaft Vollaufgenommenen. Man möchte am liebsten an einen Berliner Gelehrten

---

[1]) Herr Cohen aus Holland mit seiner Gattin gehört zu dem Kränzchen der Gräfin Lichtenau, Apologie der Gräfin Lichtenau I, 35.

denken, etwa Theremin, von dessen Beziehungen zu Frau Sander viel geklatscht wurde[1]). Aber sollte das Urbild zu Striezelmeier nicht 1809 gestorben sein? So schreibt wenigstens Kerner (Juni 1809) in einer ganz ernst zu nehmenden Stelle, wo er von der Veränderung seines Aufenthalts und desjenigen Varnhagens berichtet: „Striezelmeier tot" und meint in demselben Briefe, in dem er Varnhagen einmal als „Striezelist" anredet, er möchte doch den alten Chr. Dan. Ebeling in Hamburg an Str's. Stelle in den Roman einrücken lassen[2]). Theremin aber lebte noch manches Jahrzehnt und so muß, da Str. kein reines Phantasiegemälde ist, wohl ein andrer gemeint sein.

---

[1]) Vgl. manche Notizen in Varnhagen-Rahel Bd. II. ferner Fanny Lewald, Gedachtes und Gefühltes, Dresden 1900, S. 44 (auch oben S. 68 fg.) Handschriftlich sind sehr merkwürdige Briefe Theremins an Varnhagen (K. Beibl.) erhalten, die auch über dies Verhältnis handeln (1807). In demselben Jahre kam es, wie aus einem Briefe Varnhagens an Chamisso hervorgeht, zwischen V. und Th. zu einem argen Zerwürfnis, so daß ersterer den letzteren auf Pistolen fordern wollte.

[2]) S. Nord und Süd, 92. Bd., 1900, S. 61 fg.

Nun sind im Jahre 1809 viele Gelehrte gestorben; gewiß aber kein Berühmterer als Johannes v. Müller, der große Historiker († 11. Mai 1809). Hier ist nun auf die oben S. 165 angeführte Äußerung Wilh. Grimms nochmals zu verweisen: „Joh. Müller wird sehr gut parodiert.“ (vgl. auch die Notiz S. 121.) Zunächst hat diese Bemerkung etwas äußerst Befremdliches. Zuerst deswegen, weil man fast aus der Zeit der Entstehung unsres Romans Zeugnisse für die Verehrung des Historikers besitzt[1]). Darauf kann man erwidern: noch sicherer ist es, daß Jean Paul und Goethe von den jungen Autoren verehrt wurden, und doch wird ersterer in Person, letzterer in einer seiner hervorragenden Schöpfungen verspottet. Andrerseits könnte man zweifeln, daß die jungen Herren in der Epoche der französischen Vorherrschaft den Mut besessen hätten, einen so ein-

[1]) Anerkennung Joh. Müllers geht hervor aus einer Äußerung Varnhagens, Briefw. mit Rahel I, 195, Rahels das. 211; dagegen freilich S. 243. Wirklich kennen lernt er Müllers Weltgeschichte erst 1810, vgl. das. II, S. 93, 107.

flußreichen Mann, wie den westfälischen Staatsrat, der mannigfache Beziehungen in und zu Berlin hatte, lächerlich zu machen. Worauf zu antworten, daß von Kassel nach Berlin schließlich ein weiter Weg war und daß auch andre Partien des Romans ein starkes patriotisches Empfinden aufweisen, so daß man den Autoren wohl ein Überwallen der Entrüstung zumuten könnte gegen einen Mann, der aus einem so heftigen Gegner Napoleons einer seiner eifrigsten Bewunderer geworden war. Daran aber, daß Striezelmeier eine so überaus lächerliche Figur spielt, darf man sich nicht stoßen, man denke nur daran, welch lächerliche Rolle Jean Paul zugewiesen ist[1]).

Eine Bestätigung der Vermutung, daß Striezelmeier wirklich Johannes von Müller ist, erlangt man aber aus folgendem Briefe:

---

[1]) Eine ganz besonders arge Satire besteht darin, daß Str. als Frauenjäger geschildert wird, während Joh. v. Müller wegen seiner Abneigung gegen Frauen und seiner „griechischen" Neigungen bekannt ist.

Clemens Brentano an Görres.

(1810, Görres Briefe II, 83 ff.)

Auf einen Roman muß ich euch aufmerksam machen, der als zur modernen Bildungsgeschichte gehörend, merkwürdig ist und viel Hübsches neben großer Frechheit hat und in welchem Fouqué sein Talent zum Erzählen bewährte: er heißt: Karls Hindernisse, Realschulbuchhandlung 1809, 1 Band und ist von Varnhagen, einem gewissen Neumann (Hofmeister hier) Fouqué, Bernhardi, ohne Plan capitelweise zusammengeschrieben und hat wirklich manches recht Gelungene. Der etwas schleppende Anfang ist von Varnhagen . . . Die Capitel des Romans, in welchem Striezelmeier (die Carricatur J. von Müllers) und die Parodie des Voß und Jean Pauls vorkömmt, sind von Neumann, der sich in der Geschichte des stillschweigenden Mannes selbst aufführt . . . Das Anekdotencapitel ist von Bernhardi, die interessante Waldverirrungsreise und die letzte gute Kriegsscene ist von Fouqué, der sein Talent zum Erzählen darin bewährt, aber durch

die verächtliche Einführung des Wilhelm Meisters, der eine Ohrfeige kriegt, die elende Frechheit und Vatermörderei der Zeit bewährt; denn alle diese Herren, welche von Tieck und Schlegel die Manier erlernt haben, sind ziemlich sehr langweilige Gimpel, die sich immer in der Zeit ennuyiren und niemand amüsieren, es aber in jeder Zeit gethan haben würden. Ich wünschte, daß ihr euch darüber machtet und dies Buch recensirtet, ihr hättet da eine Gelegenheit, die Frechheit und die Überbeinigkeit der Zeit derb anzugreifen."

Nun ist freilich in diesem Briefe, in dem der heftig tadelnde Schluß in bemerkenswertem Widerspruch zu dem am Anfang ausgesprochenen Lobe steht, manches ungenau und falsch: der Titel ist nicht ganz richtig angegeben, auch die Jahreszahl nicht. Ebenso wenig stimmt die Zuweisung der einzelnen Kapitel an die Autoren: nach den obigen Briefstellen ist Bernhardi unbeteiligt; das Anekdotenkapitel, d. h. das, in dem die in der einsamen Hütte Versammelten sich die Zeit mit Geschichtenerzählen vertreiben,

kann nicht von ihm sein (vgl. dagegen die Notiz oben S. 122). Auch die Nachricht über Fouqué ist falsch: er trat in die Schar der Arbeitsgenossen erst ein, als der Roman ziemlich fertig war, kann also die Geschichte vom Verirren im Walde nicht geschrieben haben, die Vorbedingung für eine ganze Anzahl andrer Kapitel ist. Auch kommt in den Soldatenkapiteln Wilhelm Meister nicht mehr vor; der wegen dessen Einführung gegen Fouqué erhobene Vorwurf der „Vatermörderei" ist also hinfällig.

Trotz aller dieser Irrtümer und Flüchtigkeiten muß die Behauptung, daß Striezelmeier Joh. v. Müller sei, aufrechterhalten werden, weil sie einerseits durch Grimms Zeugnis gestützt ist, der freilich sein Wissen aus denselben Kreisen schöpfen mochte, wie Brentano, andrerseits durch Kerners Bemerkung, der ausschließlich durch Varnhagen belehrt sein konnte.

Unser Brief ist aber nicht bloß wichtig wegen der zur Erklärung des Romans wichtigen Nachricht, sondern wegen des unmittelbaren Anlasses, den er zur Besprechung des Romans

in den „Heidelberger Jahrbüchern“ bot, der kritiſchen Zeitſchrift, an der die Romantiker eine Zeitlang tätigen Anteil nahmen. Wirklich erſchien noch 1810 in dem genannten Blatt eine Kritik; ob Görres oder gar Brentano ſelbſt der Rezenſent iſt, wage ich nicht zu entſcheiden.

Dieſe Beſprechung (anonym) iſt abgedruckt in den Heidelberger Jahrbüchern 3. Jahrgang 1810, 15. Heft (S. 347—349); daß V. damit zufrieden war, zeugt von großer Beſcheidenheit. Gelobt wird in ihr nur die „kriegeriſche Kataſtrophe, die mit vielem Geiſte und Leben dargeſtellt iſt.“ Die literariſchen Parodien werden als „widerwärtig“ bezeichnet. Die Stellen über Wilh. Meiſter haben den Kritiker „empört“, die Meinung, daß Wilhelm M. zu „dem gemeinſten befangenſten Leben ‚übergehe‘, wird für irrig erklärt, Karl wird geradezu als „eine ganz widrige Natur“ bezeichnet.

Sonſtige Beſprechungen in öffentlichen Blättern ſind mir nicht zugänglich geworden. In den beiden Jahrgängen der Halleſchen und

Jenaiſchen Allg. Literaturzeitung von 1809 und 1810 habe ich vergeblich geſucht; für die Jenaiſche war dies mühſam genug, da das Exemplar der Königlichen Bibliothek keinerlei Regiſter hat.

Auch in den Briefen jener Zeit iſt kaum ein Urteil zu finden, wenigſtens habe ich die Briefe von Friedrich und Dorothea Schlegel, die Werke „Aus Schellings und Schleiermachers Leben," die Arnimſche Briefſammlung, Goethes Briefe (1809, 1810) und einige Briefwechſel: G. und die Romantik, G. und Zelter vergeblich durchgeſehen. Das einzige Zeugnis habe ich ſelbſt vor einigen Jahren veröffentlicht: „Thereſe Huber", Stuttgart 1901, S. 310. Es iſt um ſo merkwürdiger, als es von einer Frau, freilich einer großen Leſerin, herrührt, die mit den Berliner Kreiſen gar keine Fühlung beſaß und keine übermäßige Sympathie für die Romantiker verſpürte. Es iſt von 1809 datiert, an Emil von Herder gerichtet und lautet ſo: „Einen Roman ‚Karls Hinderniſſe' muß ich von der Gemeinheit ausnehmen. Der Ver-

faſſer beſitzt eine ſeltene Gewalt über die Sprache, Leichtigkeit, Kenntniß des guten Tons, eine lebendige Einbildungskraft, treffenden Witz — die Begebenheiten nach Art unſerer neuen Romane ſo locker zuſammenzuhalten, daß jedes Capitel aus einem Schubfach gezogen ſcheint. Er hat den tollen Einfall, Wilhelm Meiſter und Jean Paul als Romanperſonen einzuführen und ſie ſo ganz komiſch zu perſifliren. Es wundert mich, wer es iſt. Ein Nordländer iſt's und es ſind Anekdoten darin, die in meiner Göttingenſchen Familie gang und gäbe waren." Die letztere Bemerkung kann ſich nur auf das ſchon oben angezogene Anekdotenkapitel beziehen.

Die bedeutendſte literariſche Würdigung hat unſer Roman durch E. T. A. Hoffmann (Die Serapionsbrüder, Werke ed. Griſebach VI. 102) gefunden. (Für das folgende vgl. Ellinger, Hoffmann, Hamburg 1894 passim.) In dem genannten Roman kommt ein Abſchnitt vor, in dem von gemeinſchaftlichen Arbeiten Verſchiedener an einem Werke die Rede iſt und als

Beiſpiel Karls Verſuche und Hinderniſſe angeführt werden. Einzelne Szenen daraus, z. B. Jean Pauls Bücken beim Pflücken der Erdbeeren werden angeführt, und vorher heißt es: „ich kenne ein Buch, das auch von mehreren Freunden unternommen, aber nicht vollendet wurde. Es iſt mit Unrecht nicht viel in die Welt gekommen, vielleicht weil der Titel nichts verſprach, oder weil nöthige Empfehlung mangelte. Ich meine Karls Verſuche und Hinderniſſe. Der erſte Theil, welcher nur ans Licht getreten, iſt eins der witzigſten, geiſtreichſten und lebendigſten Bücher, die mir jemals vorgekommen. Merkwürdig iſt es, daß darin nicht allein mehrere bekannte Schriftſteller, wie z. B. Johann Müller, Jean Paul u. a., ſondern auch von Dichtern geſchaffene Perſonen, wie z. B. Wilhelm Meiſter mit ſeinem Söhnlein u. a. in ihrer eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit auftreten.“

Hoffmann, der mit Chamiſſo zur Zeit des Nordſtern-Bundes verkehrt hatte, aber ihm freundſchaftlich erſt nahe trat, als er definitiv

nach Berlin überſiedelte, iſt überhaupt für Chamiſſos literariſches Schaffen wichtig. Gelegentlich zeigt er ſich von Chamiſſo beeinflußt; aber dieſer hat, wie Ellinger im einzelnen gezeigt hat, in ſeinem in Terzinen abgefaßten Gedicht „Das Malerzeichen" ſich Hoffmann angeſchloſſen. Auch ſonſt hatte Hoffmann ſich Chamiſſos Schaffen gegenüber freundlich gezeigt, z. B. zum „Peter Schlemihl" Illuſtration gemacht.

Trotz der einzigen zeitgenöſſiſchen (oben S. 178) nicht eben ermutigenden öffentlichen Stimme ging der Roman, wie die Beteiligten verſicherten, ſeinen Weg. Aus den oben S. 137 ff. abgedruckten Zeugniſſen geht hervor, daß an einem zweiten Teile von verſchiedenen Seiten gearbeitet wurde, ja daß eine ſolche Fortſetzung, die auf dem Titel der erſten Ausgabe verheißen worden, ziemlich weit gediehen war. Von ihr iſt jedoch bisher nichts bekannt geworden. Ich bin nun in der Lage, ein Fragment des zweiten Teils zu geben. Es iſt nach der Verſicherung

des Herrn Professors Stern, der die Varnhagenschen Papiere der Königlichen Bibliothek in Berlin geordnet hat, das Einzige, was dort von einer Fortsetzung erhalten ist. Es lautet so:

Die Versuche und Hindernisse Karls.

Zweiter Theil.

(Materialien, Notizen, angefangene Capitel.)

„Diese ganze Welt, all das saubere Gelichter, geht zugrunde. Ihr gleißnerischer Schein kann sie nicht retten. Daß es noch eine andre mitten in dieser gegeben, und ich sie nicht erkannt und gefunden, das ist ein verzweiflungsvolles Los. Indessen mag es Vielen so gehn.“ [1])

---

[1]) Bis hierher als Titel auf einem besonderen Blatt. Von Neumanns Hand das folgende, 4½ sehr eng beschriebene Seiten von Neumanns, 2, die letzte nicht ganz zu Ende beschriebene Seite von Chamissos Hand. — Or. in der Varnhagen-Sammlung der Kgl. Bibliothek.

Erſtes Capitel[1]).

Das Lied des verſchiedenen Kriegers und ſein ſchöner Tod, von dem er Zeuge geweſen war, hatte ſich tief und ſchmerzhaft eingegraben in Karls Gemüth. In dem Leben[2]) wie in dem Tode dieſes Mannes ſahe er auf das Herrlichſte jene Idee zur Erſcheinung gebracht, die ihm der Obriſt am erſten Abend ihrer Bekanntſchaft mitgetheilt hatte, daß nämlich das Leben des Einzelnen nur dann glücklich ſein könne, wenn es eins ſei mit dem Leben des Ganzen. Lebhaft erinnerte er ſich jetzt jener Worte, und indem er gezwungen war, ſein eignes, unſeliges, der Gnade des Zufalls preisgegebenes Daſein[3]) mit dem Bilde zu vergleichen, das aus der Betrachtung jener Rede[4]) und aus der Anſchauung des vor ſeinen Augen ent-

---

[1]) Von Varnhagens Hand darüber geſchrieben: „Von W. Neumann“ „Zu Verſuche und Hinderniſſe“ Teil II.

[2]) Vorher „Im Leben“ ausgeſtr.

[3]) Vorher „Leben“ ausgeſtr.

[4]) Vorher „Worte im“ ausgeſtr.

ſchlafenen Helden vor ſeiner Seele aufblühte, fühlte[1]) er eine unendliche Sehnſucht nach einem gleich kräftigen, göttlichen Handeln. Wenn er dann hineinblickte in ſich ſelbſt, und ſah das Elend, das in ihm wohnte, dieſes Streben ohne Kraft, dieſe Verlaſſenheit von allem, was er werth hielt, dieſe ewig unbefriedigte[2]) Liebe zu denen, in deren Namen er doch ſich ſelbſt verſtoßen mußte; dann dehnte ſich vor ſeinen Augen eine unendliche Kluft aus zwiſchen ihm und dem, was er zu leiſten und zu beſitzen wünſchte. Von Tage zu Tage gerieth er weiter in eine dumpfe Verzweiflung, aus der ihn auch nichts Äußeres zu reißen vermochte, da er weder Menſchen noch Bücher mehr ſah; auch vermied er ſehr ſorgfältig alles, was von außen hätte auf ihn wirken können, da er ſich nichts denken konnte, was ihn wohlthätig oder auch nur ſchmerzlos hätte berühren können, ja er hütete ſich ſogar, an die Fenſter ſeines Zimmers zu

[1]) Vorher „ſo“ ausgeſtr.

[2]) Vorher Li ausgeſtr.; urſprünglich ſtand: ewige, Schluß e getilgt.

treten, um nur nichts fremdes zu erblicken. Von der Gräfin und Amanden erfuhr er gar nichts; er wußte nicht, ob dieſe noch lebe und fragte auch nicht danach, da ſie, ob lebend oder todt, gleich unerreichbar für ihn blieb. So verfloſſen ihm viele Tage in ekelhafter Gleichheit, und doch konnte er nicht die Kraft über ſich gewinnen, dieſen Aufenthalt zu verlaſſen, ſo drückend er auch[1]) auf ihm ſelbſt laſtete, und ſo ſehr er fühlte, wie widrig es den andern Bewohnern des Schloſſes ſein mußte, ihn noch dort zu wiſſen. Er ward fortwährend regelmäßig und ſorgfältig bedient, welches er dem Umſtande zuſchrieb, daß man ihn für krank hielt; auch war er nahe daran, es von neuem zu werden, als ein unerwarteter Vorfall ihn ohne ſein Zuthun aus dieſer Lage riß. Ein Wagen rollte raſſelnd auf den Hof des Schloſſes, und als Karl gedankenlos ans Fenſter trat, ſah er zu ſeinem größten Erſtaunen, den Grafen, ſeinen Vater herausſteigen, von dem

---

[1]) „Auch“ übergeſchr.

er ſeit ſeiner Entfernung aus ſeiner Vaterſtadt nicht eine Silbe gehört hatte, und der auch, wie er bis jezt glaubte, von ſeinem Aufenthalte ſeitdem keine Nachricht hatte. Seine Zuneigung zu dieſem war, bei der großen Verſchiedenheit der Anſichten und des Charakters äußerſt gering oder gar null, und das Zuſammentreffen mit ihm war für Karl in dieſem Augenblik höchſt unangenehm, nicht nur, weil ihm der Einfluß ſeines Vaters auf ihn höchſt läſtig war, ſondern auch, weil er vor dem Zurücktreten in die alten Verhältniſſe und Umgebungen in der tiefſten Seele zurückbebte. Einen Augenblick noch ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, daß ſeines Vaters Einſprechen auf dem Schloſſe blos zufällig ſei, daß er von[1]) ſeinem Aufenthalte auf demſelben nichts wiſſe und ihn auch von der Gräfin nicht erfahren werde, da dieſe ſeine Herkunft nicht kenne. Allein alle dieſe Vorſtellungen wurden ſogleich unterbrochen durch den Eintritt ſeines

---

[1]) Vorher „ſei“ ausgeſtr.

Vaters in das Zimmer. Verlegen trat Karl ihm entgegen, ohne zu wiſſen, wie er ihn empfangen, wie ſich entſchuldigen, wie ihn beſänftigen ſollte; aber der Graf machte ſeiner Verwirrung ſehr bald ein Ende, oder gab vielmehr [Seite 2] gar nicht zu, daß ſie ſichtbar werden könnte, indem er den Worten, die Karl in ſeiner Beſtürzung ſuchte und nicht finden konnte, mit einer ununterbrochenen Reihe von heftigen Vorwürfen in franzöſiſcher Sprache in den Weg trat, die er ohne[1]) ſeinen Sohn auch nur ein einziges Mal zu Wort kommen zu laſſen, mit gleicher Hitze und Geläufigkeit mehr als eine halbe Stunde lang fortſetzte, worauf er ihn[2]) beim Arm nahm und mit ſich an den Wagen führte. Der Graf war bereits eingeſtiegen, und Karl wollte ihm eben folgen, als er von einer weiblichen Stimme mehrmals ſeinen Namen rufen hörte, und indem er ſich umkehrte, fühlte er ſich plözlich feſt umklammert von Amandens Armen, gedrückt von ihrem

[1]) Vorher „auch“ ausgeſtr.
[2]) Vorher „ſeinen“ ausgeſtr.

Körper, geküßt von ihren bleichen Lippen. Sie ſtarrte ihn an mit ihren erloſchenen tief eingefallenen Augen und konnte kein Wort hervorbringen. Ihr Geſicht war mit Todtenbläſſe überzogen, ihre Wangen und ihr ganzer Körper leichenartig vertrocknet, und ſo feſt hielt ſie ihn mit krampfhafter Stärke, daß alle Bemühungen der Gräfin und einiger weiblicher Dienerinnen, die ihr nachgeeilt waren, vergeblich waren, ſie von ihm los zu machen. Karl ſchauderte in dieſer gräßlichen Umarmung, er ſtand da wie vom Donner getroffen, und glaubte zu ſterben in ihren kalten Armen, Todtenſchweiß brach aus ſeiner Stirn und er vermochte auch nicht eine Bewegung zu machen, um dieſe grauſenvolle Scene zu enden. Auch die Gräfin ſah ſich verlaſſen von ihrer Kraft; ſprachlos ſtand ſie und weinte. Endlich ſchien der Krampf Amanden zu verlaſſen und zugleich das Leben: ihre Arme fielen herab und ſie ſank rückwärts nieder in die Arme ihrer Begleiterinnen. Ihr Haupt hing hinterwärts herab, wie eine zerknickte weiße Roſe, die ſüßen Augen waren geſchloſſen,

und das Haar floß über den Händen der weinenden Gräfin zur Erde. Die Frauen trugen den entseelten Körper zurück in das Schloß, Karl[1]), der sich einer Ohnmacht nah, an den Wagen gelegt hatte, ward von den Bedienten hinein gehoben und sie rollten eilig davon.

Zweites Capitel.

Der Graf, der die ganze Scene nur neugierig mit angesehen hatte, ließ sich dadurch nicht abwen[2])den von der Lust, die es ihm machte, seine Vorwürfe und Scheltreden ins Unendliche fort zu[3]) setzen; und sein Genuß ward diesmal dadurch sehr erhöht, daß er den Träger seines Scheltens innerhalb den vier Wänden seines Wagens mit sich verschlossen hielt, so daß demselben gar keine Möglichkeit übrig blieb, sich vor ihm zu retten. Karl lag in seiner Ecke, gefoltert von den entsezlichsten Martern, die eine Seele erdulden kann, und

---

[1]) Vorher „und", nachher „ward" ausgestr.
[2]) Vorher „drin" ausgestr.
[3]) Vorher „setzt" ausgestr.

der Plazregen, den ſein Vater über ihn ausſtrömte, war im Verhältniß zu ſeinen innern Schmerzen ein ſo kleines Übel, daß er es gar nicht achtete, ja daß es vielmehr als Zerſtreuungsmittel recht wohlthätig auf ihn wirkte. Er antwortete daher auch, wenn der Graf ſeine Reden frageweiſe ſtellte, obwohl höchſt einſilbig, doch mit einer Unbefangenheit und Kälte, als ob gar nicht von ihm, ſondern von einem ganz fremden Menſchen die Rede wäre. Hierdurch wurde der Eifer des Vaters immer größer, er rückte, wenn er einen ſogenannten dummen Streich ſeines Sohnes abgehandelt, ſehr hitzig gleich mit einem andern hervor, und ſo mußte Karl trotz ſeiner halben Aufmerkſamkeit endlich bemerken, daß ſein Vater alle ſeine Begebenheiten nicht erſt von ihm erfahre, ſondern bis ins kleinſte Detail ſchon wiſſe. Sein Verdacht fiel ſogleich[1]) auf Warner, und indem er ſich mit Schmerzen an deſſen leztes

---

[1]) Vorher etwa 6 Worte ſorgfältig ausgeſtrichen. Die erſten lauten „anfangs auf“.

Ausbleiben und an all das Unglück erinnerte, daß ihm dadurch zugestoßen war, zweifelte er schon gar nicht mehr, daß dasselbe vorsäzlich und Warner ein Treuloser sei, der alle [S. 3] seine Heimlichkeiten seinem Vater verkauft habe. Dennoch war die Quelle, wodurch der Graf zu diesen Entdeckungen gekommen war[1]), eine ganz andere und wir wollen sie hier dem Leser gleich mitteilen. Wenige Tage nach dem Einmarsche des französischen Heeres in die Hauptstadt war ein Ordonnateur[2]) en chef in das Haus des Grafen einquartirt worden und als Commis desselben kein anderer als Striezelmeier. Dieser, der dem Feinde schon vorher als Spion gedient hatte, war durch diesen ganz einträglichen Posten dafür belohnt worden. Der Graf, der jeden Umstand zu seinem Vortheil zu benutzen pflegte, hatte den ihm sonst unbekannten Striezelmeier durch fortgesezte Höflichkeit und Zuvorkommen an sich zu ziehen gesucht, in der Hoffnung, sich und seine ansehnlichen Güter

[1]) Übergeschr., darunter dass. Wort ausgestr.
[2]) Vorher „französisch“ ausgestr.

durch ihn von manchen Kriegslaſten frei zu erhalten, und Striezelmeier hatte ſeinerſeits dieſe Ausſicht auf Gewinn ſo wenig aus den Augen gelaſſen, daß er ſich ſehr feſt an ihn angeſchloſſen[1]) hatte und mit ihm und der Gräfin auf einem äußerſt vertrauten Fuß umging. Die letztere, die eine äußerſt gutmüthige, aber eben ſo unverſtändige und plauderhafte Frau war, hatte ſich durch Striezelmeiers angenommene Theilnahme und Seelengüte ſehr bald ganz von ihm gewinnen laſſen, und erzählte ihm bald alles, was ſie auf der Seele hatte. So klagte ſie oft gegen ihn über das Unglück, das ihr einziger Sohn Karl durch Überſpannung und Schwärmereien und durch die vielfachen Torheiten und Unregelmäßigkeiten, die er dadurch begangen hätte, auf ſie und ihr ganzes Haus[2]) gebracht habe und noch bringen werde. Dieſer ungerathene Sohn, ſagte ſie mit Thränen, wird es endlich noch dahin bringen, daß mein Mann

[1]) Vorher nochmals auf neuer Zeile „an ihn“ ausgeſtr.

[2]) „Haus“ übergeſchr.

ſeine Hand ganz von ihm abziehn wird, und dann werde ich ſicher vor Gram ſterben. Sie erzählte ihm hierauf die Begebenheit, die zwiſchen ihrem Sohn und Sophien vorgefallen war, auf folgende Weiſe: Eine Verwandte meines Mannes, deren ſich, weil ſie kein Vermögen beſaß, die Familie gemeinſchaftlich annahm, kam hierher, damit man hier beſſer für die Vollendung ihrer Erziehung und für ihr ferneres Schickſal ſorgen könne. Sie wohnte in dem Hauſe eines andern Verwandten, beſuchte aber auch das unſrige ſehr häufig und ihre Liebenswürdigkeit, ſowie die Hoffnung, daß ſie von Seiten ihrer Familie eine reichliche Ausſtattung erhalten werde, verſchaffte ihr bald eine ſtarke Anzahl von Freiern, unter denen ſogar recht bemittelte und angeſehene Leute waren. Beſonders zeichnete ſich unter ihnen ein Baron von anſehnlichem Vermögen, der, obgleich er ſchon ziemlich bei Jahren, doch in aller andern Rückſicht ſehr liebenswürdig war, durch ſeine fortgeſetzte und eifrige Bewerbung um ſie aus. Allein ſowohl ihn, wie alle an-

dern Bewerber wies sie mit einer Bestimmtheit und Kälte zurück, die meinen Mann um so mehr verwunderte, da sie außer einer vortheilhaften Verheirathung gar keine Aussicht auf der Welt hatte und die ihr jetzt angebotene von der Art war, daß sie die junge Dame über alle Lebenssorgen auf einmal hinweg[1]) gesetzt hätte. Lange Zeit konnte mein Mann nicht auf den Grund dieses bizarren Benehmens kommen, welches der ganzen Familie ebensoviel Erstaunen als Verdruß verursachte; endlich aber klärte sich ihm mit einem Male die Ursach davon auf. Ein ihm von ungefähr in die Hände gefallener Brief meines Sohnes an Sophien unterrichtete uns, daß sie in einem Liebesverständnisse miteinander standen, daß die jungen Leute sich Hoffnung machten, sich einst zu heirathen, und daß die Sache bereits so weit gediehen war, daß man die höchste [Seite 4] Zeit habe, sie zu unterdrücken, wenn sie nicht ernsthaft werden sollte. Mein Mann sowenig als

[1]) Nachher: „sezte“ ausgestr.

ich konnten in eine solche Partie willigen, da unser Sohn theils noch zu jung war und nach dem Plane meines Mannes erst noch die Reise durch Europa machen und dann eine passende Anstellung erhalten sollte, theils auch weil Sophie gar kein Vermögen hatte, und überdies die Ehen, die als[1]) Folge einer solchen romanhaften Leidenschaft geschlossen werden, selten glücklich ausfallen. Mein Mann faßte daher den Entschluß, die Sache sogleich durch Sophiens schleunige Verheirahtung mit dem Baron zu enden. Er verbot meinem Sohn allen Umgang mit Sophien und erklärte dieser, daß die ganze Familie sogleich sie ihrem Schicksal überlassen werde, wenn sie nicht einwillige, den Baron auf der Stelle zu heirathen. Sophie würde vielleicht auch jetzt noch nicht nachgegeben haben, wenn sie irgend jemand auf der Welt gehabt hätte, auf den sie sich hätte stützen können; allein ihr Halbbruder, der sie zwar zärtlich liebte, aber ebenfalls ohne Vermögen

---

[1]) Vorher „aus“ ausgestr.

war, befand ſich gerade damals in Italien, und ſo blieb ihr ſchlechterdings kein Ausweg, als in den Plan meines Mannes einzugehen. Die Heirath wurde ſo geheim und ſo geſchwind als möglich vollzogen, und mein Sohn erfuhr ſie erſt, nachdem ſie nicht mehr zu hintertreiben war. Seit dieſer[1]) Zeit ſtieg das ſchwärmeriſche überſpannte Weſen desſelben mit jedem Tage; trotz den Verboten meines Mannes und meinen wiederholten Bitten ließ er ſich nicht mehr abhalten, ſeinen Umgang mit Sophien auch nach ihrer Verheirathung lebhaft fortzuſetzen, ſo daß der Baron, an ſich zur Eiferſucht geneigt, oftmals ſeine Unruhe und ſeinen Verdruß deutlich merken ließ; allein wir hatten nicht mehr Macht genug über das ſchon ganz verkehrte und wie ich glaube durch die[2]) ſchwärmeriſchen Ideen einiger excentriſchen Köpfe unſerer Zeit angeſteckte Gemüth unſeres Sohnes, um etwas dagegen thun zu können, und wir mußten es daher dem Baron ſelbſt überlaſſen,

[1]) Vorher „dem“ ausgeſtr.
[2]) „die“ übergeſchr.

durch eigne Klugheit dem zu beſorgenden Übel vorzubauen, bis zu der Zeit wenigſtens, wo mein Mann unſern Karl auf Reiſen zu ſchicken gedachte. Allein es ſcheint, daß er durch allzu heftiges Betragen und Härte gegen Sophie ſelbſt den traurigen Ausgang der Sache herbeigeführt habe, den ich zwar leider ſelbſt nicht genau kenne, worüber ich aber doch eine ſehr traurige und nur zu wahrſcheinliche Vermuthung habe. Ich bitte Sie indeſſen auf das inſtändigſte, dasjenige, was ich Ihnen hier mittheile, ſtreng geheim zu halten, ſo lieb Ihnen die Ruhe und das Leben einer unglücklichen Mutter iſt. Wir hörten nämlich eines Morgens, daß unſer Sohn ſchon am frühen Morgen ausgeritten wäre, und bald darauf verbreitete ſich die Nachricht, daß der Baron in der Nacht auf ſeinem Landhauſe ermordet worden ſei. Mein Mann, der ſogleich hinaus fuhr zu Sophien, brachte zwar die Nachricht mit, daß ſowohl aus dem, was Sophie darüber ſage, wie nach dem, was er von den Bedienten des Hauſes erforſcht habe, ſich vermuthen laſſe, der Baron

sei von Räubern, die sich bei Nachtzeit in das Haus[1]) geschlichen haben, ermordet worden, besonders da man einen in [Seite 5] derselben[2]) Nacht erstochenen Mann des Morgens im Park gefunden habe; auch haben sich des Barons Erben, denen bei Sophiens Kinderlosigkeit die Hälfte der Erbschaft zufällt, bei dieser Vermuthung beruhigt, ohne weitere Nachforschungen deshalb zu machen; allein da gerade in jener Nacht auch mein Sohn von hier verschwunden ist, ohne seitdem auch nur eine Silbe wieder von sich hören zu lassen, so kann ich mich doch niemals einer bangen Unruhe erwehren, wenn ich an jene schreckliche Nacht zurückdenke. — Sowohl aus öfteren Beschreibungen Karls, die dessen Mutter ihm[3]) machte, als auch aus vielen andern Reden des Grafen[4]) und der Gräfin, die er sich zusammenstellte, hatte Striezelmeier[5]) bald erfahren, daß dieser Karl und

[1]) „Haus“ und „besonders“ übergeschr.
[2]) Vorher nochmals „in“ ausgestr.
[3]) „Ihm“ über, ausgestr. „Striezelmeier“.
[4]) Vorher „Kar“ oder „Kon“ ausgestr.
[5]) Vorher „dieser“ ausgestr.

der, den er früher kennen gelernt hatte, eine Perſon ſei und er beſchloß ſogleich, aus dieſer Entdeckung für ſich den möglichſten Nutzen zu ziehen. Den Obriſten, der ihm als ein ruſſiſcher Emiſſär bekannt war, hatte er, ſo lange er ihn ſah, ſehr genau beobachtet, und dem Feinde von jedem ſeiner Schritte, den er erſpähen konnte, ſehr genaue Nachrichten gegeben, und auch Karl hatte er, von der Zeit an, da derſelbe mit dem Obriſten bekannt geworden war und ſich an ihn angeſchloſſen hatte, keine Minute aus den Augen gelaſſen. Er konnte alſo dem Grafen eine ſehr genaue Rechenſchaft geben von allem, was ſeinem Sohne, ſeit deſſen Entfernung aus der Hauptſtadt begegnet war[1]).

[1]) Darunter von Varnhagens Hand: (Von W. Neumann.) 1819.

Zu „Verſuche und Hinderniſſe“.

Teil II.[1])

Ich hatte in freudigem Kreiſe den Abend verlebt, und unter lermenden Spielen, berauſcht von holder Frauen ſüſſer Gegenwart und dem duftenden Pocale, den ſie reichten, meiner ſelbſt vergeſſen, ganz hin mich gebend, biß ſpät in die Nacht gewacht; ſchon hatten die Wächter zwölfe abgerufen, als die Geſellſchaft ſich aufgelöſet habend, ich mich allein an der Seite Franzen auf[2]) der ſtillen Straſſe wieder fand. Die Stadt ſchien ausgeſtorben. Die hohen Maſſen der Gebäude, darinnen alles Licht ausgelöſcht war, ragten düſter ernſt wie Ruinen, im Silberſchimmer den der Mond über den leuchtenden Schnee ergoß, durch welchen die nackte Erde an manchem Orte hervor dunkelte: von gleichem Gefühle ergriffen wanderten wir ſtumm neben einander und lauſchten dem Ge-

---

[1]) Überſchrift Varnhagens, der links an den Rand geſchrieben hat „Von Chamiſſo 1819.“

[2]) Vorher „wie“ ausgeſtr.

reuſche unſerer gleichgemeſſenen Schritte in den gefrorenen[1]) Schnee. Es regte ſonſt ſich kein Laut. Ich geleitete meinen Freund nach ſeiner Wohnung. Wie ich von ihm zu ſcheiden mich anſchickte, ergriff er plözlich meine Hand und ſprach ſchnell, das Schweigen unterbrechend: Glaube mir, bleib hier, — geh nicht nach Hauſe. Er hielt meine Hand feſt und ſtarrte mich mit ſeltſamen Blicken an: ich ward betreten[2]). Was iſt Dir? frug ich ihn. Ahndung entwand ſich wie aus beklemmter[3]) Bruſt mit dumpfem Tone die Andwort und ich ſah Thränen aus ſeinen Augen[4]) über ſeine Wangen hin, wie über ein Marmorbild riſeln[5]). Sei kein Kind, ſprach[6]) ich, mich ſelber faſſend, und ſanft meine Hand aus der ſeinen löſend, wandt ich mich nach meiner Straſſe. Er aber

---

[1]) Übergeſchr. über geſtr. „Schnee“.
[2]) „eten“ über ausgeſtr. „offen.“
[3]) Vorher „ge“ ausgeſtr.
[4]) Vorher „ſtarren“ ausgeſtr.
[5]) Vorher „voll“ ausgeſtr.
[6]) „ſprach“ über ausgeſtr. „ſagte“.

blieb ſtumm und Regungslos in derſelben Stellung. erſt eine Zeit nachher, hört ich die Thüre ſeines Hauſes drönend[1]) hinter ihm zu fallen.

Es war mir unheimlich zu Muthe und das Herz zugeſchnürt, ich floh vor meinem eigenen Schrecken, und lief mehr als ich ging, meiner Wohnung[2]) zu. Da deuchte es mir, wie Tritte eines vor mir laufenden zu vernehmen und konnte doch nichts erblicken, wie hell der Mond auch ſcheine. Schon ſah ich mein Haus und in hellem Mondlichte meine Fenſter blinken, ich beſchläunigte meinen Lauf; da rief es vor mir laut gellend meinen Nahmen: Adelbert! und ein gräßliches Gelächter erſcholl rings. Niemand war aber zu ſehen. — Ein Schauer lief mir über den ganſen Leib und eiſte[3]) mir das Blut in den Adern. ich ſtürzte beſinnungslos

---

[1]) Übergeſchr.

[2]) Übergeſchr. über geſtr. „Hauſe"; vorher „meiner" aus „meinem" verbeſſert.

[3]) Vorher „der" ausgeſtr.

in die offen ſtehende Hausthüre und die Treppe hinan, und hohlte erſt Athem[1]) und ſammelte mich erſt, indem ich meiner Stuben Thür eröffnete. Ich trat hinein.

da ſaß mondbeſchienen auf meinem Stuhle[2]) an meinem Arbeitstiſche, in den Selben Kleider, die ich eben trug, meine Geſtalt. Ich ward vom Anblicke wie an den Boden gewurzelt. Das Geſpenſt aber kehrte[3]) den Kopf nach mir und ſah mich ſchüchtern an, ich ſtand immer noch zweifelnd und es ſah mich an. endlich faßt ich mir ein Herz und ging auf das Bild zu; es erhob ſich geräuſchlos vom Size und wich von mir[4]); wie ich ihm nahte und ſah mich furchtſam an, — es zog ſich bis an die Ecke[5]) am Fenſter[6]) zurück, darin es ſich preßte,

---

[1]) Über dem e ein ſchräger Strich wie ein accent grave.

[2]) Vorher „Arbeitsti“ geſtr.

[3]) Über geſtr. „drehte“.

[4]) w. v. m. über geſtr. „zog ſich zurück“.

[5]) Vorher „eine“ ausgeſtr.

[6]) „a. F.“ über geſtr. „des Zimmers“.

immer ſcheu nach mir blickend[1]). Es ſtreubte ſich mir das Haar empor und ich zögerte in Todes Angſt, wie ich davor kam[2]), mich alſo doppelt und in zwiefachem Schrecken[3]) vor mir ſelber zu gewahren[4]) endlich wolt ich verſuchen[5]) den Arm nach dem Phantome aus zu[6]) ſtrecken und darnach zu[7]) greifen — da langte hinterrücks eine eiskalte Hand nach mir und packte mich in den[8]) Nacken und zog mich durch die Luft biß gen[9]) die Tühre. Da ließ ſie mich los, ich hörte mich wie eine bleierne Maſſe auf den Boden fallen.

Hier ließ[10]) Adelbert die Stimme ſinken, ein

---

[1]) Über geſtr. „ſehend“.

[2]) Die zwei letzten Worte ſind nicht ſicher zu leſen.

[3]) Vorher „Angſt“ geſtr. „zwiefachem“ aus „zwiefacher“ geändert.

[4]) Vorher „ſehn“ geſtr.

[5]) e. w. i. v. über geſtr.: „ich wolte“.

[6]) „aus zu“ übergeſchr.

[7]) „zu“ übergeſchr.

[8]) „den“ übergeſchr.

[9]) Vorher „gehn“ geſtr.

[10]) Vorher „unterbrach“ geſtr.

tiefes Schweigen herrſchte in der[1]) Geſellſchaft, ſpät nur erhoben ſich Stimmen und baten ihn bang[2]), die Folge des ſeltſamen Abentheuern zu verkünden[3]). Er nahm wieder das Wort.

Was weiter folgt, das fraget mich nicht: am andern Tage wie es hell kaum ward kam aus freundlicher Beſorgniß getrieben, Franz zu mir herauf. Ich lag todt auf dem Boden ausgeſtreckt hart bei der Thüre. — Man ſagt er habe viel um mich geweint.

Die zwei von Varnhagen in einen Umſchlag gelegten und von ihm als zu einem Werk gehörig bezeichneten Fragmente unterſcheiden ſich äußerlich und innerlich ungemein.

---

[1]) „ein — der" am Rand; vor „ein" „und" geſtr., vor „Geſellſchaft" ein nochmaliges „der" geſtr.

[2]) So ſoll es wohl heißen; in der Handſchr. ſteht: „mit bang" darauf: „em Tone" geſtr., ſo daß nur vergeſſen iſt, das Wort „mit" zu tilgen.

[3]) „künden" über geſtr. „melden".

Äußerlich dadurch, daß Neumanns Manuſkript, wenn auch ſchnell hingeſchrieben, verhältnismäßig wenig Verbeſſerungen bietet und im Ganzen durchaus korrekt iſt, während das Chamiſſos ſtark korrigiert und trotzdem voll von Fehlern iſt. Es iſt ſehr lehrreich an dieſem Beiſpiel einmal zu zeigen, wie Chamiſſo in den Jahren ſeiner Reife deutſch ſchrieb, und wie durch Hitzig ſeine Briefe ſprachlich ſtark geglättet gedruckt wurden. Auch der innerliche Unterſchied iſt groß: Neumann knüpft an den Stoff der Haupterzählung an und operiert mit Figuren, die dort eine weſentliche Rolle ſpielten. Sehr merkwürdig iſt die Rolle, welche Striezelmeier, alſo Johannes von Müller zugeteilt iſt: er iſt hier durchaus der franzöſiſche Spion, der für ſeine Günſtlinge Vieles zu tun fähig iſt. Schade nur, daß keine Andeutung vorhanden iſt über ſeine Wiederbegegnung mit dem nicht eben ſänftiglich nach der Heimat zurückgeführten Karl, — gewiß waren dabei tragikomiſche Szenen beabſichtigt. Nicht minder bedauerlich iſt, daß über die Fortführung der Intrige,

hauptsächlich Karls Schicksale nichts weiter bekannt ist.

Chamisso dagegen erfindet Neues und führt statt bekannter Personen des Romans sich selbst ein (ob er mit seinem Freund Franz etwa Theremin oder den Franz des Romans gemeint, muß dahingestellt bleiben); statt des ruhigen Ernstes jenes läßt er recht burlesken Humor walten, der die Seele nach dem vorhergegangenen Schauer, der mit absichtlicher Breite geschildert ist, wahrhaft befreit.

Das Datum, das Varnhagen hinzugefügt hat, ist für den Neumannschen Anteil sicher falsch; wir wissen aus seinen ganz bestimmten Zeugnissen, daß die beiden ersten Kapitel, der Anfang des zweiten Teils schon 1812 geschrieben waren. Für Chamissos Kapitel würde 1819 jedenfalls eher passen als 1812, da in dem letztgenannten Jahre Adelbert noch in seiner Heimat war, wie die beiden folgenden Abschnitte dartun werden. Dieser Zeitpunkt würde um so besser passen, als gerade auch in diese Periode diejenigen Arbeiten fallen, die

man als Vorlage für Chamissos Darstellung bezeichnen könnte: E. T. A. Hoffmanns Erzählungen. Es wäre möglich, daß von Chamisso Hoffmanns „Das alte Haus“ benutzt worden ist, dem seinerseits eine Episode von Fouqués „Zauberring“ zur Quelle diente (vgl. G. Ellinger: Hoffmann S. 120.)

IV.

Chamiſſo und Helmina von Chézy.

Wer in den Mannesjahren ſeine Gattin preiſt und ihr Liebe und Treue wahrt, der braucht nicht immer ein Heiliger geweſen zu ſein; durch kleine Abenteuer verliert er nichts an ſeiner Würde und an der Ehrfurcht, die man ihm zollt.

Aus Chamiſſos Berliner Frühzeit iſt ſeine Brautſchaft mit ſeiner ſchönen Landsmännin Ceres Duvernay uns bekannt; während ihrer Dauer knüpfte er, wie aus ungedruckten oben im zweiten Abſchnitt mitgeteilten Briefen erſichtlich iſt, manchen kleinen Liebeshandel mit Berliner Damen an. Als er, bald nach Preußens Kataſtrophe, nach Frankreich ging, ſollte er, nach dem Wunſche ſeiner dortigen Verwandten,

ein von dieſen ausgeſuchtes reiches Mädchen ehelichen; er widerſtand; doch vermag man nicht zu ſagen, ob ſeine Weigerung etwa darin begründet war, daß Liebesbande ihn anderweitig feſſelten. Frankreich aber, wo ihn ſpäter auch die Allerweltsſirene, Frau v. Staël, für kurze Zeit in ihre Netze zu ziehen wußte, wurde der Schauplatz des folgenden Liebeshandels.

Dort, während der Winterszeit in Paris, zum Sommer in Montmorency, lebte eine deutſche Schriftſtellerin: Helmina v. Chézy. Dichterin[1]) war ſie ſchon in dritter Generation, ihre Großmutter war die „berühmte“ Karſchin, die ſchneller Verſe ſchrieb, als andere Proſa; ihre Mutter Karoline Luiſe v. Klencke, die, angeregt durch die Edition der mütterlichen Poeſien auch ſchüchtern den Pegaſus beſtieg.

---

[1]) Vgl. dagegen das grauſame Wort Wilh. Grimms an Görres 1811 (Briefe II. 229): Die Überſetzungen der Chézy ſeien eben ſo ſchlecht als ihre eigenen Gedichte; „die Poeſie der Frauen ſtiftet doch wenig Rechtes und Gutes und ſo muß es eigentlich der Karſchin zugeſchrieben werden, daß ihre Enkelin ſich einbildet, eine Dichterin zu ſein.“

Helmina selbst hatte ein schicksalsreiches Leben zu führen. Sie wurde am 26. Januar 1783 in Berlin geboren, schlecht erzogen und schon sehr jung am 19. August 1799 mit dem Freiherrn K. Gustav v. Hastfer, einem rohen und verschwenderischen Manne verheiratet. Die Ehe war unglücklich — wie die dichterische Fähigkeit so schien Helmina auch die Unfähigkeit, sich in geordneten Lebensverhältnissen zu bewegen, von den vielerfahrenen weiblichen Vorfahren geerbt zu haben. Wenige Monate nach Eingehen der Ehe beantragte sie die Scheidung, am 28. Oktober 1800 setzte sie sie durch. Nun zog Helmina zur Mutter zurück. Beide Frauen besaßen nicht viel; als Frau v. Klencke 1802 starb, war Helmina mittellos.

Sie war schon vor dem Tode der Mutter nach Paris gegangen. Von der damals berühmten ihr von Berlin aus bekannten Frau v. Genlis gefördert, durch die deutschen Literatenkreise unterstützt, schriftstellerte sie viel für deutsche Journale, gab auch selbst im Cottaschen Verlage eine Zeitschrift „Französische Miszellen“

heraus (1803—7), die es auf 18 Bände brachte. Ihr Name war als Herausgeberin und Dichterin in der Heimat wohlbekannt, und den Berlinern beſonders vertraut durch zahlreiche Beiträge, die ſie in die Blätter der Reſidenz, die Monatsſchrift „Eunomia“ u. a. ſendete.

Als daher Chamiſſo in Gemeinſchaft mit Varnhagen im Winter 1803/4 den erſten Jahrgang des Muſenalmanachs erſcheinen ließ, hielt er ſich für verpflichtet, der berühmten gleichaltrigen Kollegin ein Exemplar mit folgendem franzöſiſchen Billett zu ſenden:

Madame[1])

L'orsque l'on a eu l'honneur d'être connu de vous on est jaloux d'occuper une place dans votre souvenir. J'ose, Madame, profiter d'une occasion de rappeler mon nom à votre mémoire. Daignez, Madame, recevoir de ma main l'hommage que mes

[1]) Mſcr. im Varnh.'ſchen Nachl. d. Kön. Bibl. Auf dem Briefe ſteht: Adelbert von Chamiſſo an Helmina von Haſtfer (nachherige Chézy) (von Varnh. Hand.)

amis auroient cru devoir à l'aimable et charmant auteur des Französische Miscellen. — La beauté est la déesse de la poésie.

Agréez les assurances du profond respect avec lequel j'ai l'honneur d'être.

Madame
votre très humble et très
obéissant serviteur.

v. Chamisso
Officier au régiment de Götze.

Berlin ce 2 novembre 1803.

Aus dieſem Briefe geht hervor, daß ſchon in Berlin eine perſönliche Bekanntſchaft ſtattgefunden haben muß — Haſtfer war Chamiſſos Kamerad. Schon während des kurzen Zuſammenſeins der Beiden in Berlin mögen die beiden jungen, der Poeſie zugewandten Weſen Wohlgefallen aneinander gefunden haben. Kein Wunder, daß Chamiſſo, der leicht Entzündliche, ſchwärmte, als er die reife, ſchöne und durch ihr Temperament unglückliche Frau wiederſah.

Helmina hatte 1805 in Paris den bekannten Orientaliſten Chézy geheiratet, einen ſchönen, gelehrten, guten Mann, dem ſie zwei Söhne gebar, Wilhelm, der ſpäter als Schriftſteller, Max, der als Künſtler tätig war. Auch dieſe Ehe war nicht glücklich, meiſt durch Helminas Schuld: die phantaſtiſch angeregte, pathetiſch ſchwärmende, äußerliche, für Huldigungen empfängliche Frau, war keine paſſende Lebensgefährtin für einen Mann, der ausſchließlich ſeinen Büchern und ſeiner Wiſſenſchaft lebte. Sie muß ſehr ſchön geweſen ſein, manche von namhaften Künſtlern angefertigte Porträts beweiſen dies; ſie ſelbſt hat, freilich nach vielen Jahren, ſich ſelbſt folgendermaßen geſchildert: „Mein Haar von feinſtem Golde, meine hellblauen Augen, mein roſiger Mund mit ſanftgerundeten Lippen, meine ſchneeweiße Haut, mein ſchlanker Wuchs.“

So trat ſie 1810 Chamiſſo gegenüber, als dieſer wiederum nach Paris kam. Er war dorthin gereiſt, um eine ihm angetragene Profeſſur in Napoleonville anzutreten; da die Stelle

ſeltſamerweiſe anderweitig beſetzt war, ging er bald weiter zu Frau von Staël. In den ſeit lange bekannten Briefen iſt manchmal von Helmina die Rede. Daß er die Bekanntſchaft mit ihr erneuert habe und mit ihr arbeite, ſchrieb er am 8. April; am 17. Juni teilte er einem Freunde ein Lied Helminens mit, das ihm gut gefallen habe; am 24. Juni entwarf er einer Freundin, die er gern Schweſter nannte, folgendes Porträt: „Ihr ganzes Leben, das ſie mehr aus Begeiſterung als nach klugem Plane gelebt, iſt eine lange Kette von Mißgeſchicken, die ſie jedoch mit Muth ertragen. Sie iſt gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder und eigentlich keinen Mann mehr. (Chézy zeigte ſich nämlich geneigt, Helmina mit ihren Kindern nach Deutſchland ziehen zu laſſen.) Die Buben ſind wahre Raphaeliſche Engel mit goldnen Locken und blauen Augen; ſie bändigt ſie ſchlecht; ſie liebt ſie unendlich . . . Sie iſt ganz ungelehrt, nur liederreich (im erſten Druck hatte infolge eines Druckfehlers: liederlich geſtanden,

was Helmina sehr übelnahm),[1]) doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu schreiben." Und am 15. August beauftragte er einen in Paris weilenden Freund: „Besuche doch einmal Helmina v. Chézy . . ., wenn du sie siehst, sag ihr alles zärtlichste von mir."

Das ist alles, was man bisher über das Verhältnis der beiden wußte.[2]) Ungedruckte Briefe (in der Königl. Bibliothek in Berlin) setzen mich in den Stand Genaueres mitzuteilen. Zunächst zwei Briefstücke Chamissos an seinen Freund, den schon oben genannten Louis de la Foye. Ihm, der als Professor in Caen ein beschauliches Leben führte, mag er bei einem persönlichen Zusammentreffen im Jahre 1810 von der schnell erwachten Neigung gesprochen haben; in den grade aus jenen Jahren sehr seltenen Briefen finden sich nur folgende zwei Andeutungen:

---

[1]) Vgl. ihre merkwürdige Äußerung in: „Unvergessenes. Denkwürdigkeiten." Lpzg. 1858. I, 335.

[2]) Helmina (a. a. O. I, 327) nennt bei Erwähnung des Aufenthalts in Montmorency Chamissos Namen nicht.

An de la Foye.

Chaumont 1810.

„Wie Helmina hier in der Nähe zu kommen gedachte, merkt' ich, daß von meinen Verhältnissen mehr, als wirklich ist, gewußt und geglaubt werde. (Schlegels mit dem ich bei gegenseitiger Achtung ganz stumm bin und die Staël.) Die Herrin sprach auch frei heraus darüber — sie glaubte sie in andre Umstände — nach wechselseitiger begründeter fester Achtung mußt' ich der Staël mein ganzes Herz sagen. Helminen hab' ich das alles nicht ganz gesagt und ihr nur Lieb' und Achtung zu der Staël einzuflößen gesucht."

An denselben (8. September 1811): „Ich werde Helmine auf dieser Reise sehen, ich habe hie und da nur wenige räthselhafte Zeilen von ihr erhalten — das Unglück dieser letzten Zeit hätte ihr die Kraft gegeben, mich zu sehen und Abschied von mir zu nehmen, Kampf, unersetzlicher Verlust, Entsagung, solche Worte: wie sehne ich mich Sie zu sehn — Sie liebt mich wirklich mit Hingebung, Fülle, Selbstvergessen-

heit, oder es war doch so — und ich bedarf der Liebe.“ Am Rande: „Helmine ist jetzt in Aschaffenburg beim Professor Windischmann.“

Man sieht aus diesen Stellen, in denen absichtlich, um ihnen den Reiz der Unmittelbarkeit zu lassen, die kleinen Sprachfehler stehen geblieben sind, die sich in den frühern Briefen Chamissos so vielfach finden, man sieht, daß die beiden fast gleichaltrigen, in der Kraft ihrer Jahre stehenden, durch gemeinsame Liebe zur Dichtung einander genäherten, auch durch eine gewisse nationale Gleichartigkeit — beide Deutsch-Franzosen — zu einander gebrachten Menschen in inniger Liebe verbunden waren, daß aber die Verhältnisse ihnen entgegentraten.

Wer diese Zeugnisse indes nicht als vollgültig betrachtet, mag durch die folgenden Verse belehrt werden, die in Chamissos Handschrift sich bei den gleich mitzuteilenden Briefen befinden.

An Helmina v. Chézy.

Du der Lieb' und Milde
Ew'ge Segenshand

Laß mich weinend danken
Was ich wiederfand,
Hier im ſchönen Land
Das mir Frieden gab
Sei vom Liebesregen
Sanft betaut mein Grab.

Darunter ſteht mit Bleiſtift von Helminens Hand: „Geſchrieben für mich von meinem Adelbert 1812.“

Das Datum iſt gewiß falſch; es muß 1810 heißen, da 1812 die Liebenden ſchwerlich zuſammen waren: ſie lebte damals in Süddeutſchland, er in Berlin. Das Zeugnis der Helmina, daß die Verſe für ſie geſchrieben ſind, iſt deutlich genug; man kann ſie ſo deuten, daß ſie den Wunſch nach einem frühen Tod im Heimatlande ausdrücken, in dem der Dichter die Geliebte wiederfand. Wie hoch aber Helmina dieſe Verſe hielt, bewies ſie dadurch, daß ſie in ihre Poeſien (Gedichte der Enkelin der Karſchin, 2 Bände, Aſchaffenburg 1812) dieſe Strophe, faſt ohne jede Veränderung (nur in der 5. Zeile ein mattes „Und“ ſtatt „Hier“)

als letzte Strophe des „Morgenlieds“ (Gedichte II, S. 16) aufnahm.

In dieser Gedichtsammlung nun (in der Chamisso als einer der wenigen Berliner Subskribenten, außer ihm von Schriftstellern noch Arnim, Hitzig, Fouqué, Goethe als der einzige Weimaraner aufgeführt ist) trägt keines unseres Dichters Namen, aber man könnte meinen, daß die schmerzvollen Liebesgedichte (Bd. II, S. 15 f.) ein Nachklang der späten Liebe sind. Verse, wie die folgenden, betitelt „Einsames Weh“:

War alles hin auf Erden
War alles öd und still
Dacht Weinen nur und Sterben,
Da fand ich spät noch dich.

An deinem Herzen weinen
War da mein selig Weh.
An deinem Busen sterben,
War da mein Hoffnungstraum.

Nun muß ich weinen, sterben,
Doch nicht an deiner Brust,
Nun ist die Thräne bitter
Nun ist der Tod ohn' Lust.

drücken Liebe und Schmerz der Unbefriedigten aus.

Was uns jedoch fast ein Jahrhundert ein Geheimnis war, blieb den Freunden nicht verborgen. Aus ihren ungedruckten Zeugnissen geht nicht nur hervor, daß sie das Einverständnis Adelberts mit der schwärmerischen Poetin begünstigten und gern gefördert hätten, sondern daß sie auch, wenigstens der französische Intimus, von Irrungen unterrichtet waren, die zwischen den Liebenden sich ergeben hatten. Die folgenden Briefstellen, fast alle den Handschriftenschätzen der Königl. Bibliothek in Berlin entnommen, tun dies im einzelnen dar.

De Lafoye an H. v. Chézy.

23 August 1810.

Ihr letzter Brief hat mich tief gerührt. Es ist als sollte ich die ganze Hoffnung fahren lassen und doch sagen Sie mir: Geduld versöhnt das Schicksal ... Die Bangigkeit in der Sie leben, das Unglück, das Ihnen zu drohen scheint konnte noch als Gewitterwolke vorüber-

gehen. Nur Muth und Ausdauer ... Ich habe heute A. (= Adelbert) einen Auszug aus Ihren Briefen geſendet. Er ſchreibt mir, daß Sie es erlauben. Doch geſtehe ich Ihnen, daß ich dieſe Mittheilung ungern that, unter Euch beide, fühle ich, muß ſich jetzt kein Dritter miſchen.

Lafoye an Chamiſſo.

25. Februar 1811.

Iſt es denn wirklich ſo mit Helmine ... Ich mag grübeln und forſchen wie ich will, ſo kommt es mir immer ſo fremd vor. Selbſt die letzten Zeilen von ihr — will ſie Dich denn wieder rufen, wenn ſie eines anderen müde iſt? Du weißt ich ſah dieſe Verbindung ungern, aber ich war ſehr entfernt dieſes zu vermuthen.

Fouqué an H. v. Chézy.

Ende Januar 1812.

An Adelbert dem mir im tiefſten Herzen lieben Freund und Bruder, habe ich vor einigen Tagen geſchrieben, ihn dringend nach Deutſchland zurückgerufen; möge irgend ein belebender

Frühlingshauch ihn lösen aus den glänzenden Eisbanden, die ihn fern von uns halten, ohne ihm einen einzigen erquickenden Augenblick zu schenken und wer bedarf und verdient es mehr als gerade Adelbert unter offenen, treuherzigen innig liebenden Freunden zu leben.

Hitzig an H. v. Chézy.

21. Februar 1812.

[Schickt ihr einen Brief Chamissos.]

Ich habe ihm ungefähr geantwortet, da ich die Macht nicht kenne, die ihn bände, und er selbst sie mir auch nicht angeben könnte, so wisse ich nicht, wie dagegen ankämpfen. Uebrigens habe ich vermieden ihm ernst oder vielmehr strenge zuzusetzen, wodurch ich wohl etwas über ihn vermag. Aber ich habe ihm abermals mein ganz von Liebe und Sehnsucht erfülltes Herz gezeigt und unter Voraussetzung Ihrer Genehmigung abgeschrieben was Sie mir über ihn mitgetheilt. Ich will ihn nämlich nicht zwingen zu uns zurückzukehren, weil ich am Ende eben, da ich die Gewalt nicht kenne

die ihn festhält, ihm hier doch keinen Ersatz für dort verlorenes Gut zu geben im Stande sein möchte, denn daß bloß die Kraft der Trägheit, die groß in ihm ist, ihm Blei an die sonst mobilen Füße hängt, kann ich doch nicht glauben und wenn er nicht aus Liebe kommt, warum soll er denn überhaupt kommen? Ich kann nicht schwelgen wollen, wo er darbt, ja wenn ich ihn hier hätte, das wäre ein Anderes, aber ihn herziehen . . . Ich kann es nicht über mich gewinnen, eben weil ich es so sehr wünsche. Denken Sie anders über das Verhältniß, theuere mir durch Adelberts Liebe gewonnene Freundin so seien Sie aufrichtig gegen mich und leiten meine Schritte gegen ihn.

Fouqué an H. v. Chézy.

22. März 1812.

Unser armer Adelbert, wohl sprechen Sie recht gehaltvoll und wahrhafte Worte über ihn aus. Es mag übrigens wirklich so sein, daß die Leute dorten meinen ihm einen rechten Dienst zu thun, und ihn vor Gefühlen und

Anſichten zu retten, die ihnen unſtatthaft vorkommen, weil ſie ihnen unfaßlich ſind. Aber ſie ſchnüren ihm nichtsdeſtoweniger vor lauter Dienſtbefliſſenheit die Kehle zu. An mir liegt es nicht, wenn er die unwürdigen, erdrückenden Bande nicht ſprengt. In jedem Brief ſage ich ihm aufs Dringendſte und Unverhohlenſte, daß er es ſoll und muß. Mit der Conaxa [Luſtſpiel Chs.] iſt es ein trauriges Symptom, aber das ſich unvermeidlich bei ſolchen Uebeln kund giebt. Welch eine Fülle von Kraft, Ehrlichkeit und Geiſt liegt in dem wackern Menſchen und ſie ahnen dort gewiß nicht einmal die Herrlichkeit des Baues an deſſen Zerſtörung ſie arbeiten. Das iſt nun ſchon der zweite Freund, der mir in jene Schlinge gefallen iſt, und ich möchte beinah an Hexerei glauben, aber man thut dem neumodiſchen Treiben wohl vielzuviel Ehre damit an.

Fouqué an H. v. Chézy.

23. April 1812.

Adelbert hat mir vor kurzem geſchrieben. Leider iſt an kommen noch garnicht zu denken.

Bis jetzt hielt er ſich mit der Ungewißheit über unſere preußiſchen Verhältniſſe hin. Nun dieſe günſtig und geſichert entſchieden ſind, ſagt er rein heraus, er könne doch nicht kommen, ohne daß ich beſſer verſtehe warum nicht. Denn es mißfällt ihm dorten nach wie vor.

Hitzig an H. v. Chézy.

23. Mai 1812.

Sie glauben nicht, wie wohl mir die Nachricht von Ihrer Zufriedenheit mit Ihrer jetzigen Lage thut. Sie Aermſte haben bisher auch nicht zu denen gehört, die an Fortunas Gürtel hangen. Ich weiß alles und freue mich darum der wiedererlangten Ruhe. Adelbert ſchreibt mir in ſeinem letzten Brief: „Wenn Du eine Lage für mich weißt, wo ich ſtill bürgerlich mir und vielleicht meiner Familie, wenn ich eine gewinne, leben kann, ſo pfeife und ich komme.“

Helmina v. Chézy an Fouqué.

Dieſe einzige Stelle gedruckt in: [Briefe an Fouqué 1848, S. 53, 31. Juli 1812.]

„Mit der Staël haben Sie ganz Recht. Adelbert hat mir schon sehr lange nicht geschrieben. Auch Ihnen nicht? — Sein letzter Brief sagte mir, er bliebe noch in Coppet, die Staël sei fort mit Wilh. Schlegel."

Viele Jahre vergingen, aus denen keine Zeugnisse des Verkehrs beider erhalten sind. Chamisso studierte in Berlin Naturwissenschaft und unternahm 1815 seine Weltreise, Helmina widmete sich in dem Befreiungskriege der Pflege der Verwundeten und hatte infolge ihres Übereifers schwere Widerwärtigkeiten zu bestehen, unangenehme Prozesse, aus denen sie schließlich siegreich hervorging.

Davon machte sie Chamisso in einem Briefe vom 11. August 1816 Mitteilung, zu dessen Verständnis nur wenig voranzuschicken ist. Der darin erwähnte Eduard ist der mehrfach erwähnte Julius Eduard Hitzig, Buchhändler, später Kammergerichtsrat, Herausgeber von Chamissos Werken. Wilhelm ist Helminens Sohn, der sich später recht unkindlich gegen die Mutter benahm. Koreff, Arzt, Chamissos Jugendgenosse in der Berliner

Frühzeit, war für Helmina als Arzt in Paris tätig gewesen; Varnhagen, der ihn sehr liebte, hat ihm manch biographisches Blatt gewidmet. Hoffmann ist E. T. A. Hoffmann, der romantische Dichter, der sich als Zeichner hervortat und oben mehrfach erwähnt ist. — Für den in diesem Kapitel behandelten Gegenstand ist besonders die Stelle wichtig, die im folgenden gesperrt gedruckt ist. Der Brief selbst lautet:

Helmina v. Chézy an Chamisso.

Berlin, 11. August 1816.

Mein lieber Bruder, mein Adelbert! Laß Dich süß aus dem Lande der Jugend, aus Deinem lieben Berlin begrüßen, wohin ich und meine Söhne mit Gott und auf Gottes Wegen gelangt sind. Gestern war ich bei Eduard, der eben Briefe von Dir erhalten, den an Deinen Bruder habe ich mit herzlichen Thränen gelesen. Gott segne Dich, Du liebes Herz! Gott erleuchte Dich auf Deiner Bahn und erfreue Dich! Seit 24. Merz bin ich in Berlin. Dein Brief von Deiner Reise datiert, liegt unter den

wenigen Papieren, die ich auf den Feldzug mitgenommen hatte und ich habe mich oft daran erquickt. Mein frommes Werk hat eine so gewaltige Ausdehnung durch Hindernisse bekommen, welche schlechte Menschen mir in den Weg gelegt, mein Herz blutet an viel schweren Wunden, die nicht eigenen Schmerz umfassen, wenn ich sie gleich als eignen Schmerz fühle. Doch ist noch immer Gutes zu hoffen, Licht und Leben auch in dieser Sache der Unglücklichen, für welche ich mich bisher fruchtlos verwendet. Man ist nämlich sehr undankbar und grausam gegen die Werkzeuge unsrer Rettung. Die ausgepreßte Citrone wird weggeworfen — ich habe alles in Gottes Hand gelegt. Thu Du auch so, wo Dich etwas schmerzt. Wüßt ich doch nur, ob auch dies Blatt in Deine Hand glücklich gelangte, so würde ich den heutigen Tag zu Abschreiben vieler lieben blühenden neuen Dichtungen verwenden und sie Dir beischließen. Auf den Zufall hin kann ich es nicht. In Deinem Kreise bin ich einheimisch, Dein liebes sprechendes Bild von Hoffmann

erquickte mich am 28. May, meinem und Wilhelms Nahmenstag zugleich mit der aus Hitzigs Munde mir so willkommenen Nachricht des ersten Gutachtens des Kammergerichts über meine Rechtsangelegenheit gegen die Mißhandler unserer Verwundeten. Zugleich sahn wir zum ersten mahl Koreff wieder, der Wilhelmen noch immer so theuer ist und der Abend bei Eduard war besonders für die Kinder schön, ich war zu stark ergriffen von Gegenwart und Erinnerung, um ihn zu genießen. Das war ein Angebinde, ein Blumenstrauß von Himmelsschlüsseln. Komme nur froh und glücklich wieder, lieber herziger Adelbert, ich habe die heiterste Ahnung von Deinem Geschick und Deiner Wiederkehr! Ob ich nach 2—3 Jahren, in denen Du wieder hier seyn kannst, noch hier bin, weiß ich nicht. Vom lieblichsten und liebevollsten Kreis von dem mir so ganz neuem Glück, unter Menschen zu seyn, die mich verstehn und anerkennen, ist's schwer zu scheiden, doch ruft mich das stille, schon gewohnte Leben und Weben in der ewigsüßen Natur auch wie-

der nach der ſüdteutſchen Heymath und auch die Sorgen und Bedürfniſſe des Lebens laſten nicht ſo ſchwer in jener glücklichen Luft. Kann ich mich hier doch wieder herzinniglichſt nach Montmorency zurückſehnen. Schöne Zeit! — Mein Adelbert, es iſt etwas Großes und Seliges um eine recht wahrhaft ſüße Lebenszeit, ſie leuchtet durchs ganze Leben. Ich habe auf meiner Reiſe hieher die Bekanntſchaft und Freundſchaft mit der lieben ehrwürdigen Familie meines Vaters geſchloſſen, auf Schloß Himmelſchauburg bey Pirmont. Sodann hab' ich auch durch ein Wunder das ſchmerzlich entbehrte Pettſchaft meiner ſeligen Grosmutter wiedererlangt, welches mir 15 Jahre gefehlt und der Mutter geſtohlen war. Treu und innig habe ich die alten Freundinnen und Freunde wiedergefunden und viel Neues, das nicht minder herrlich iſt: in ſchweren Leiden himmliſchen Troſt in Freundſchaft und Liebe. Was mich angeht, habe ich täglich Gott für mein Geſchick innbrünſtig zu danken, doch das Leid meiner Pflegekinder

laſtet herzzerreißend auf mich und die Unmöglichkeit viel zu helfen. Auch dies werd' ich überwinden, da ich es tragen muß. Wilhelm und Max entfalten ſich herrlich, weit über Hoffen und Erwartung. Ein überreicher Troſt blüht mir in Beyden. Sie küſſen Dich herzlich und auch ich, mein ſanftes liebes Herz! Dich ſeegne Gott mit ſeinem ſchönſten Seegen!

Eilften Auguſt 1816.

Deine Helmine.

Wann Chamiſſo dieſer Brief erreichte, iſt nicht bekannt; beantwortet hat er ihn nicht; jedenfalls wurde keine Antwort abgeſandt. Im Oktober 1818 kehrte er nach Berlin zurück und rüſtete ſich, das ſtille häusliche Leben eines deutſchen Gelehrten zu führen. Im Frühjahr 1819 verlobte er ſich mit Antonie Piaſte, die er ſchon als Kind gekannt hatte. Von ſeinem Glücke machte er den auswärtigen Freunden, z. B. Varnhagen und Fouqué, Mitteilung, nicht aber der Freundin, die damals in Dres-

den weilte. Sie muß die Nachricht aber ziemlich früh erhalten haben, denn sie richtete noch in demselben Monat, in dem der Dichter sein Lebensglück gefunden hatte, folgendes etwas empfindliche Glückwunschschreiben an ihn:

Dresden, am 27. May 1819.

Ich war die Letzte, die Du vor Deinem Scheiden vom Vaterland begrüßt, mein geliebter Bruder, mein ewig theurer Adelbert! Ich habe Dich durch alle Freunde bewillkommen heißen und Du bist stumm für mich? Deine Ankunft, Dein Glück muß ich von fremdem Mund erfahren, muß meinen innigsten Herzenssegen fast schmollend, nein, aber doch nicht mit reiner Freude aussprechen, was habe ich Dir gethan? Kannst Du meiner bey Deiner Seligkeit so gern vermissen, daß Dich mein Glück darüber nicht rührt, das gar nicht nothwendig ist? War es nicht stets mein innigster Wunsch, seit ich Dich kenne, Dich einem so lieben herrlichen Mädchen, als ich Deine Braut kenne, vereinigt zu sehn? Hast auch Du mein Herz

nicht verſtanden? Nichts weiter für heut', bis ich Antwort hab. H.

Die folgende Antwort des Dichters traf kurz darauf ein:

Undatiert. Poſtſt. Berlin, 5. Juni; Adr.: Der Frauen Helmine von Chezy, Hochwohlgebohren, Dresden.

Habe Dank, liebe Helmine, für Deine Theilnahme, Deinen Brief, ja für die Vorwürfe, die Du mir machſt, und die ich nicht ganz verdiene. Ich habe wirklich, es iſt auf Ehre nicht eine Ausrede, ich habe wirklich im vorigen Jahre einmal an Dich geſchrieben, der Brief blieb bei Hitzig liegen und ward am Ende nicht abgeſchickt. — Ich fand mich ſo nach und nach in die Heimath wieder heim und in ihr wieder heimiſch, daß die Zeitungen das Geſchichtliche meiner Rückkunft viel früher gemeldet hatten, als ich wirklich gegen die Liebſten zum Wort kommen konnte und ſo iſt es mir dann geſchehen, daß ich ſtumm verblieben bin. — Ich habe immer in dieſem Welttheil der Ge-

duld gewartet, und ich warte auch, denn eine mir längſt verhießene Anſtellung beim botaniſchen Garten, die mir mein Haus darauf zu bauen den irrdiſchen Grund geben ſoll, bleibt immer noch aus — und ich ſtehe noch in banger Erwartung bei dem Engel, den ich nicht verdiene, dem reinen, hellen, ruhig, heiteren Engel, vor dem ich mich in tiefer Demuth beuge — den ich mit dem prüfenden Verſtand, dem leider grauen Haare mir auserſehen, und mit aller Liebe eines noch jugendlichen Herzens erfaßt habe. — Sie liebt mich wie ein Kind, wie ein Weib. Ich glaube, ich weiß, daß ich in meinem Hauſe glücklich ſein werde, und ich habe nie an anderem Glücke geglaubt, nie anderes begehrt. Ich habe nicht geglaubt, daß es mir noch blühen könne und ich war im Begriff, mit ſtiller Ergebung Verzicht zu leiſten.

Ich habe Dein Herz wohl verſtanden, liebe Schweſter, das iſt rein und gut. An Dir hat ſich aber die Geſchichte grauſam erwieſen, und Du haſt Dich nur als Trümmer Deiner ſelbſt kennen gelernt. Hätte ich etwas für Dich ge-

könnt, ich hätte es gethan. Mein Leben, das ſich über ſeine Ufer vergoſſen, tritt jetzt in ſein enges ſchattiges Bette fromm zurücke, gemeſſener und klares Laufes hinabzufließen bis dahin, wo es ſoll. Mit Dir ſei aber Seegen und Freude — gedenke, Du Gute, Deines glücklichen und innig Dich liebenden Bruders.

Dr. Ad. v. Ch.

An mehreren Stellen hat die Empfängerin rote Striche, einmal auch ein Ausrufungszeichen geſetzt, an die nämlich, wo der Schreiber davon ſprach, daß er nie an ein anderes als häusliches Glück geglaubt habe und wo er der Adreſſatin die Grauſamkeit ihres Geſchickes vorhielt. Varnhagen, dem wir die Aufbewahrung dieſer Schriftſtücke verdanken, ſchrieb darunter:

„Die Antwort Chamiſſos iſt hart und widrig. Er braucht der Armen nicht ihr Schickſal zum Vorwurf zu machen, das er übrigens verſchlimmern half. Er hatte ſie mit Heftigkeit geliebt. Und jetzt!“

Seien wir gerecht! Die Antwort Chamiſſos

hätte milder und freundlicher sein, sie hätte mit einem Wort der Wehmut an genossene Freuden erinnern können, aber brechen mußte er. Er hatte ohne Skrupel von dem Glück genascht, das sich ihm bot; sich an die alternde Freundin zu ketten, die ja überdies verheiratet war, nur von ihrem Gatten getrennt lebte, gebot seine Pflicht keineswegs. Nur für Helmina mochte als Treubruch erscheinen, was anderen Strafe für leichte Hingabe der Frau, Folge schnell erregbarer romantischer Neigung dünken mußte.

Aber Helmina hegte den ihrer Meinung nach Treulosen weiter in treuem Herzen. Als Chamisso krank geworden, dem Sterben nahe war, sollte sie geschont werden. Zeugnis dafür ist die folgende Briefstelle, die zugleich bekundet, in wie weite Kreise die Kenntnis des romantischen Verhältnisses gedrungen war.

Rosa Maria Assing an Kerner.

1. Mai 1836.

[Schreibt, sie habe Heine in Paris erzählen müssen, daß es Chamisso nicht gut gehe und

fährt fort]: „Er bat mich, es Frau von Chézy, die jetzt in Paris lebt, nicht zu ſagen, weil er glaube, es würde ſie auch ſehr betrüben.“

Als dann nach Chamiſſos Tod Hitzig ſein grundlegendes Werk über den Dichter ſchrieb, las es Helmina und muß dem Biographen Dank und Anerkennung ausgedrückt haben. Das geht aus dem folgenden Billett Hitzigs an die Genannte hervor, das zugleich als Epilog für die Darſtellung der zarten Epiſode gelten kann.

14. April 1840.

„Daß Sie, gerade Sie mit dem Buche zufrieden ſind, iſt mir die höchſte Genugthuung. Denn einer Liebe, wie Sie zu ihm getragen, würde nicht genügt worden ſein, wenn ſein Bild nicht rein aus den Blättern hervorkäme.“

V.

Chamisso und Frau von Staël.

Man sollte denken, daß über die Beziehungen des deutsch-französischen Dichters Adelbert v. Chamisso zu Frau v. Staël nichts mehr zu sagen wäre. Denn wir besitzen soviel Biographien des Dichters und ein Buch von Lady Blennerhassett über Frau von Staël, das man klassisch nennt, Bücher, von denen man überzeugt ist, daß sie alles Wissenswerte über beide Menschen und ihre Beziehungen enthalten. Dem ist aber nicht so; eine neue Darstellung, die freilich an manches Bekannte erinnert, ist doch imstande, vieles Unbekannte zu bringen und einzelne dunkle Punkte aufzuklären. Dies ist um so wichtiger und nötiger,

als die Beziehungen keine zufälligen und gleichgültigen waren; der Aufenthalt Chamissos bei Frau v. Staël bedeutete für sie mehr als einen Besuch, für Chamisso eine wirkliche Lebensepoche.

Chamisso reiste 1809 nach Frankreich in der Hoffnung, dort eine Professur zu erhalten; diese Hoffnung wurde jedoch nicht erfüllt. Auch Paris, die Hauptstadt des Landes, bot ihm weder an Menschen noch an Stellung das, was er wünschte. Eine von ihm unternommene Arbeit, die französische Übersetzung von Schlegels Vorlesung über dramatische Literatur näherte ihn der Frau v. Staël. Auf Schlegels Einladung reiste er im Juli 1810 nach Chaumont, wo sich die genannte Dame aufhielt, und ging mit ihr im August desselben Jahres nach Fossé bei Blois, dann war er von Anfang Oktober 1810 bis Mitte März 1811 bei Prosper Barante, dem Historiker, liberalen Staatsmanne, Übersetzer Schillers, der sich damals schon durch seine französische Literatur des 18. Jahrhunderts einen Namen ge-

macht hatte[1]), in dem Städtchen Napoléonville, wo ihm ehedem eine Professur zugedacht war. Nach einer kurzen in Paris zugebrachten Zwischenzeit lebte er von April 1811 bis zum 25. Mai 1812, dem Tage der Abreise der Frau v. Staël mit ihr in Coppet, dann ohne sie daselbst bis zum August und reiste im September über Schaffhausen nach Berlin.

Von diesen verschiedenen Orten aus schrieb er eine Anzahl schon lange im Druck zugäng-

[1]) Aus: Souvenirs du Baron de Barante publiés par Claude de Barante, Paris 1890, I, 323 sei folgende, in Deutschland völlig unbekannte Stelle mitgeteilt: „Peu de jours plus tard (nach 5. März 1810) arriva pour vivre quelque temps avec moi un jeune homme . . . M. de Chamisso était tout enfant au moment où son père émigrait. Élevé à Berlin ses études avaient été excellentes et suivies rapidement de succès littéraires. Mais devenu Germain il ne se rappelait même plus le français. Il désirait maintenant une position dans sa patrie; car la révolution avait complêtement détruit la fortune de sa famille. Madame de Staël à qui il était recommandé et qui savait que je m'occupais de l'allemand me le confiait. Il resta deux mois à Napoléon. Je lui dois le peu de connaissance de cette langue que j'aie jamais eu.

lichen Briefe an den damals in Paris weilenden Varnhagen und an deſſen Schweſter Roſa Maria in Hamburg, ſowie an die Berliner Freunde, Neumann, Hitzig, Fouqué. Unter dieſen Briefen befindet ſich auch ein einziger an den ſchon oft genannten, in Frankreich lebenden Herzensfreund de la Foye geſchriebener, der in Berlin ſein Getreueſter geweſen war, nun während Adelberts Aufenthalt in Frankreich wieder die alte Stelle eingenommen hat. Von und an Frau v. Staël dagegen war bisher kein Brief bekannt, außer einigen kurzen Briefzetteln von Hand zu Hand (petite poste), die ſtatt der mündlichen Abendunterhaltungen in Coppet und den übrigen Aufenthaltsorten der unruhigen Franzöſin in Brauch waren.

Alle dieſe kurz erwähnten Briefe ſind von vielſeitigem Inhalt, manche geben eine Charakteriſtik der in der Umgebung der Herrin befindlichen Herren und Damen, andre ſprechen von des Briefſchreibers Beſchäftigung, gar viele von der eigenen Stimmung ſeiner Gaſtfreundin gegenüber. Im Juli 1810 war er gegen die

Meisterin noch recht kühl; im August charakterisierte er sie als „feurig", voll leichter, froher, anmutiger Bewegung. Sein Rauchen macht ihm den Aufenthalt peinlich und hätte fast dazu geführt, ihn der ganzen Gesellschaft widrig zu machen. Er wird mit seiner geliebten Pfeife in die unbequemsten Örtlichkeiten verbannt. Trotz dieser Unannehmlichkeiten entwickelt sich, wie es bei Chamisso jeder nicht ganz unbedeutenden und nicht ganz unschönen Frau gegenüber der Fall war, ein eigenartiges, zwischen Verehrung und Liebe schwankendes Verhältnis. Dies war besonders der Fall für den ersten Teil des Zusammenseins, ehe Chamisso, wie oben erwähnt, zu Barante ging.

Folgende ungedruckte Brieffragmente geben davon Zeugnis:

„Die Staël ist kein gemeines Weib. Sie hat Gradheit und Enthusiasmus; sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. Andrerseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen; und aus Paris verwiesen, ist sie eben

aus der Welt verbannt — ihre Existenz ist politisch, und alles, was mich von ihr trennt, macht sie mir wiederum zu einer merkwürdigen Erscheinung. Auf meinem Felde ist sie mit der Seele einheimisch, und trotz meiner Fremdheit in ihrer Sphäre hat sie mich aufgesucht und erkannt, sie hat mir Freundschaft und Zutrauen erwiesen, und ich habe mich wohl ihrer gefreut. — Am höchsten muß ich einen Schlegel auf ihre Bürgschaft schätzen, er ist klein, eitel, eifersüchtig, — aber groß, uneigennützig, bieder und reines Gold. — Das Haus geht toll um und um; eine seltsame und im Grund hübsche Sitte ist eingeführt, das gesprochene Wort ist verbannt, in den Geselligkeitsstunden macht uns der gute Pertora Musik, und wir sitzen an einem runden Tische, worauf Tinte, Federn und Papier, und vermöge der sogenannten petite poste ist man in geschriebenem tête-à-tête, mit wem und so vielen man will, begriffen; sonst ist im Garten l'allée des explications, und man hat auch fleißig explications miteinander. . . . Der Teufel ist immer

los, Freundſchaft iſt hierzulande eiferſüchtiger denn Liebe.

Schlegel iſt der petite poste abhold und bleibt auf ſeinem Zimmer; er liebt, eiferſüchtig, drohend, gebietend, wird nur mit der größten Freundſchaft und Hochachtung erwidert. Die Staël rechne ich zu meinen Freundinnen, ſie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen, und ich ſchätze ſie."

September 1810.

„Die Staël iſt ein ſehr merkwürdiges ſeltenes Weſen — Ernſt der Deutſchen, Gluth des Südens, Form der Franzoſen. Sie iſt redlich, offen, leidenſchaftlich, eiferſüchtig, ganz Enthuſiasmus. Sie faßt die Gedanken nur mit der Seele an. Sie hat keinen Sinn für Malerei, Muſik iſt ihr alles, ſie lebt nur in Tönen, Muſik muß um ſie ſein, wenn ſie ſchreibt, und ſie ſchreibt im Grunde auch nur Muſik. Mit der Geometrie des Lebens ſieht es da übel aus — ſie iſt für Freiheit und Ritterthum gleich begeiſtert. Sie iſt vornehm, ja in Bezug auf ſich ſelbſt eine arge Ariſtokratin, ſie weiß es

ſelbſt, und alles, was ſie weiß, ſagt ſie den Freunden. Sie iſt eine Perſon aus der Tragödie. Kronen muß ſie empfangen, ſchenken oder auch wegwerfen, ſo kann ſie lieben und leben. Sie lebt in der Region, wo ſich die politiſchen Gewitter bildeten, die über die Erde entſcheiden. Sie muß wenigſtens das Geräuſch der Karoſſen einer Hauptſtadt hören, ſie verſchmachtet in der Verbannung."

11. Oktober 1810.

„Dieſe Frau hätte mich lieben können; ich ward ihr Freund, und alſo werden wir wohl bleiben. Ich bin ihr in keinem und zu keinem Verhältniſſe gewachſen."

Am wichtigſten iſt aber folgende Stelle, die an den ſchon genannten de la Foye gerichtet iſt. Sie enthält auch Charakteriſtiken andrer in jenem Kreiſe lebenden Franzoſen, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Blois 1810.

„Die Staël iſt eine tiefe zweiſeitige Frau, Tiefe, deutſchen Ernſt, in der vornehmſten,

leichteſten, franzöſiſchen Zärtlichkeit. — Verachtung zu den Franzoſen, deren Königin ſie iſt, Gradheit, Natur, Feuer, Enthuſiasmus — ſie faßt alle Gedanken mit der Seele an — leicht, ſtürmiſch.

Bei ihr lebt die gutmüthige zierliche Kokette Récamier, die den älteſten Sohn am Faden hat; eine dicke, häßliche, übellaunig, brummig, ſtürmiſch, eiferſüchtig, ganz raſend toll in ſie verliebte oder ſich alſo ſtellende Engländerin, die ſie aus Gutmüthigkeit erduldet und einen häßlichen, unmännlichen, eiferſüchtigen, witzigen, verzweifelnden, Komödie ſpielenden, tollerklärten, thürhorchenden, kranken, verliebten Narren Eleasar de Sabran genannt . . .

Die Staël hegt zu mir ein ganzes Vertrauen, Hochachtung, Freundſchaft und — ſie winkte mir ſchmeichleriſch wie mit einem Laternenpfahl und kurz und gut, ſagte mir es endlich rund heraus — Freundſchaft kann bei ihr ohne Liebe nicht abgehn — hegt zu mir alſo auch Liebe, wie ſie es mir bewegt und mit Thränen ſagte, aber eine edelmüthige Liebe

und sie löst sie in Interesse zu mir und meiner Freundin auf — ich bin sehr gerührt, sehr stolz darauf, ich habe eine innige Freundschaft zu ihr, ich rechne auf sie, sie ist meine schöne, hohe Freundin, aber weiter nichts. Liebe habe ich doch kaum für meine Liebe — wie ich ihr es oft gesagt: zwischen ihr und mir fließt der Rhein".

Während der Zeit, da Chamisso in Napoléonville weilte, war er selbst ruhiger geworden, vor allem aber, die feurige, sinnliche stets nach Neuem begierige Französin hatte sich in ein neues Verhältnis verstrickt, mit Jean de Rocca (die heimliche Vermählung mit diesem scheint auch Chamisso unbekannt geblieben zu sein) das, wie Adelbert einem Berliner Freunde meldete, „sie ganz von mir entfernte und ich selber trat scheu und fremd zurück".

Wie weit dies richtig ist, soll hier nicht untersucht werden, jedenfalls deuteten Berliner Freunde die Sache anders. Dies geht z. B. aus einem Briefe Neumanns an Varnhagen (1. Juni 1811) hervor, in dem Neumann er-

zählt, daß der in Frankreich weilende Freund von Napoléonville nach Coppet gegangen sei und dort von der Armide festgehalten werde. Dann fährt er fort: „er hat neulich geschrieben, daß er jetzt an nichts denke, als das Leben zu genießen. Seine Herkunft bleibt also auf eine bestimmte Zeit ausgesetzt, indessen will man in Paris wissen, er sei der Staël erklärter Günstling, was mir auch deswegen leid thut, weil sie dieselben sehr schlecht behandeln soll. Doch immerhin, wenn er wirklich liebt, so hat er in jedem Falle dabei gewonnen."

Auch hier vermögen uns einzelne meist ungedruckte Briefstellen in die Stimmung des Dichters einzuführen:

September 1811.

„Nur noch ein Wort von meinem Verhältniß zu meiner Wirtin. Sie itzt zu verlassen, nicht auszudauern, bis ihr Schicksal sich auflöst, ist wirklich schwer. Denn sie ist sehr unglücklich; den sie liebt, den trifft der Fluch. Ihre ganze Freundschaft ist von ihr verscheucht, und wer eine Zeit ihr Glück getheilt, kann sich

nicht so leicht von ihr abwenden, wenn sie bedürftiger ist und befreundeter, gebildeter Umgang, ihr eigentliches Lebenselement, ihr sonst wie die freie Luft mißgönnt wird. Sie achtet und schätzt meinen Charakter; das erstemal, daß ich bei ihr war, empfand sie wohl einen gewissen Reiz zu mir, diesmal fand ich sie in einem Verhältniß befangen, das sie ganz von mir entfernte, und ich selber trat stolz und fremd zurück; so waren wir sehr kalt gegeneinander. Sie nennt mich stolz, und ich setze mich wirklich gegen sie, wie gegen Übermacht zur Wehr, sie achtet es auch an mir. Bei Gelegenheit meiner vorgehabten Abreise haben wir uns die Hand wieder fest gedrückt; ich schicke Dir die Verse, die ich an sie dichtete. Bei aller Freundschaft erkenn ich ruhig mit dem Herzen wie mit dem Verstande, daß wir uns bloß über eine Grenze die Hand reichen können, und ich bin ganz unbefangen und ohne Wünsche. Ich habe ihr auch den Gesichtspunkt abgewonnen, wo die hohen Berge niedriger erscheinen."

Er ſelbſt hat die Notwendigkeit bei der Freundin auszuharren, einmal (19. März 1812) einem Freunde ſo dargeſtellt: „Jegliches Mal, daß ich die Siebenmeilenſtiefel anzuziehen Miene mache, hält mich die Herrin in Kunſt und Natur feſt, ich thue ihr den Willen, denn ſie hat Macht. Ein Mächtiger, der ſie gut kennen mag, hat von ihr geſagt: Je ne veux pas lui faire de mal, mais je veux l'annihiler. Kennteſt Du ſie, ſo würdeſt Du in den Worten den ganzen Umfang ihres Unglücks ſehen, ich ſage Dir, daß es in den Worten liegt, auf daß Du ſie daraus erkennen würdeſt.“

Und endlich mag noch folgende Äußerung an den oft erwähnten de la Foye angeführt werden:

8. September 1811.

„Unſere Burggräfin hat mir ſolches angethan. Bei ſchönen und glänzenden Eigenſchaften erträgt dieſe königliche Frau ihr Unglück eben wie ein König d. i. miſerabel genug, ſie meint ariſtokratiſch, die ihr befreundeten müßten ihr tragen helfen und wer ſie itzt für

ſich verließe, handle gradezu ſchlecht. — Da dieſes bei ihr ausgemacht iſt, müßte man ſich denn mit ihr in einen combat de générosité einlaſſen, um ihr nicht zu geben, was ſie nehmen wollte und lieber Louis, ich habe mich wirklich in einen ſolchen eingelaſſen, worin ich wie ein Hans beſtanden bin, ich habe gebrummt und bin geblieben, — ſie hat nun wieder gebrummt, daß ich gebrummt habe. — Indeß ſoll ſich alles zu Ende des Monats entſcheiden . . .

Ach Gott! Fluchen und Rauchen ſind doch die ſchönſten Erfindungen der Menſchen, genieße die beiden — ich bin ja noch ärger daran als Du, ich darf den Mund nur zum Eſſen aufthun . . .

Die Leute haben hier ſtrenge an mir gerügt, daß ich nicht arbeite. Hier und ſo kann ich nun einmal nicht arbeiten — ich habe hin und her leichte Dinge, deutſch, franzöſiſch, italieniſch und ſpaniſch geleſen und damit gut — ich habe etwas ſchwimmen gelernt und ziemlich gut Schach ſpielen und das iſt Alles".

Alle dieſe und ähnliche Äußerungen geben

jedoch nur einseitig die Stimmung des deutschen Dichters, nicht aber die der Französin wieder; über ihre Gesinnung waren wir bisher so gut wie gar nicht unterrichtet. Aus ungedruckten Briefen kann ich dafür einzelnes beibringen: zunächst die etwas kühle, wenn auch nicht abweisende Bemerkung aus einem Brief an Helmina von Chézy (22. Mai 1812), die der Schloßherrin von Coppet besonders interessant war, weil sie über deren romantisches Verhältnis mit dem deutschen Dichter unterrichtet war, sodann ein Brief an Chamisso selbst und einige bisher unbekannte Blätter der schon erwähnten petite poste.

Das Briefchen an Helmina ist, wenn auch der Inhalt nicht allzu bedeutend genannt werden kann, von einer Anmut, die in einer deutschen Übersetzung kaum erreicht werden dürfte. Schon aus diesem Grunde muß es hier im Original gegeben werden, aber auch aus dem ferneren, daß es einer wissenschaftlichen Veröffentlichung nicht anstehen würde, französische Quellen in einer Übersetzung darzubieten. Der Brief lautet so:

Frau von Staël an Helmina von Chézy.

Coppet ce 22 may 1812.

J'ai éte bien touchée, Madame, du présent que notre ami m'a fait de votre part; j'y ai retrouvé cette traduction si belle et si touchante, dont j'avais gardé un profond souvenir et j'ai été reconnaissante de cette dédicace au malheur dans un temps où l'on n'en fait qu' à la puissance. Les poésies qui sont de vous portent l'empreinte d'une âme aimante et pleine de douceur. Je suis peu juge du style en allemand, mais il me semble qu'il y a une harmonie de sentiments que l'on peut comprendre dans toutes les langues. — Mr. de Chamisso m'a soigné depuis près de deux ans dans les angoisses les plus cruelles de la vie. J'ai appris à l'estimer et à l'aimer, comme un des hommes les meilleurs et les plus éclairés que l'on puisse rencontrer dans ce monde. Il parle de vous de manière à intéresser vivement à votre sort-s'il vous rejoint, parlez quelquefois de

moi ensemble et bénissez le ciel de n'avoir pas souffert ce qu'il m'a fallu supporter. — Adieu, Madame, si jamais je vous rencontre il me semble que je ne ferai pas que vous reconnaître, tant ils y a eu déjà de rapports entre nous . . .

Zur Erklärung des eben abgedruckten Textes ist nicht viel zu bemerken. Die Gedichte, für die sich die Schreiberin bedankt, sind die „Gedichte der Enkelin der Karschin, 2 Bd. Aschaffenburg 1812", die schon oben bei anderer Gelegenheit angeführt wurden. Die Widmung, wegen deren die Französin erkenntlich ist, kann nicht die gedruckte sein, denn diese ist an Friedrich Wilhelm III. gerichtet, es muß sich also wohl um eine handschriftliche handeln. Übrigens ist die Sendung eines solchen Exemplars auffallend, da Frau v. Staël, wie aus der gedruckten Liste hervorgeht, sich unter den Subskribenten befand. Auch die Stelle, welche die Übersetzung betrifft, ist nicht ganz klar: die beiden Bändchen enthalten ziemlich viel Übersetzungen, aber nur aus den orientalischen Sprachen: arabisch,

perſiſch uſw.; aus den Worten ſollte man auf eine Wiedergabe aus dem Franzöſiſchen, vielleicht geradezu nach Verſen unſrer Schloßherrin ſchließen dürfen, doch findet ſich unter den Titeln der Gedichte kein Hinweis auf eine ſolche.

Wichtiger jedoch als die über Helmina handelnden Bemerkungen ſind für uns die, welche Chamiſſo betreffen. Sie ſind voll Anerkennung für den wackeren Krankenpfleger, der die Kranke in ihren Seelenbekümmerniſſen mehr gehegt, als in leiblicher Not. Sie ſind ferner beſonders deswegen intereſſant, weil ſie das zwiſchen Helmina und Chamiſſo beſtehende Verhältnis zart andeuten und Wünſche für die Zukunft enthalten, in der die heißblütige Franzöſin, die in Sittlichkeitsfragen ziemlich frei dachte, eine Vereinigung der beiden Weſen wohl für möglich hielt, die ſich ſo zufällig zuſammengefunden hatten.

Aus dem eben abgedruckten Briefe geht hervor, daß ſchon früher Beziehungen zwiſchen den

beiden Frauen ſtattgefunden hatten.[1]) Wenn dies auch nicht direkt in unſern Zuſammenhang gehört, ſo ſeien ſie doch an dieſer Stelle mitgeteilt, weil die Verbindung der Franzöſin mit der Halbfranzöſin doch nur durch unſern deutſchen Dichter angeregt und durch die Erinnerung an ihn erhalten wurde. Einige Jahre vor unſrem Briefe (11. September 1810) fällt die folgende Nachricht:

Unter einem Briefe der Julie de Récamier an Helmina von Chézy ſchreibt Frau v. Staël:

Un homme de vos amis, qui m'inspire autant d'estime que d'intérêt Mr. de Chamisso, a du vous dire, que [si] je désirais votre voyage à Blois je n'en calculais pas les suites, je pensais seulement au plaisir de vous voir. Soyez heureuse dans un pays plus analogue à votre caractère que le nôtre; il faut y être habituée dès l'enfance pour y conserver son imagination et son cœur.

---

[1]) Vgl. auch oben S. 218.

Aber auch Jahre nachher dauerte die Verbindung fort. In einem Briefe derſ. an dieſ. 18. Febr. 1815 findet ſich die Mitteilung, daß ſie ihre Tochter an den Herzog von Broglie verheirate.

... Mr. de Chézy est un homme d'un grand mérite et je souhaite fort que vous vous rapprochiez de lui, — il faut en avançant dans la vie se rapprocher autant qu'on le peut de l'ordre légitime; c'est lui qui nous protège quand d'autres moyens de force nous abandonnent — au reste, vous êtes si bonne mère que vous devez aimer le père de vos enfants.

In einem 4. Apr. o. J. datierten Briefe aus Coppet nach Heidelberg bittet Frau v. Staël ſich zu erkundigen, ob die Memoiren des Herrn v. Rocca über den ſpaniſchen Krieg überſetzt ſeien, oder, wenn nicht, eine Überſetzung zu übernehmen.

Auch dieſer Brief ſcheint ins Jahr 1815 zu gehören, wie man aus der Anſpielung auf das Wiedererſcheinen Napoleons ſchließen darf.

Es ſcheint nicht, als wenn Helmina v. Chézy die Memoiren überſetzt hätte, wenigſtens ſpricht ſie in ihren Erinnerungen nicht davon; auch in Goedekes Verzeichnis ihrer Arbeiten wird nichts davon angeführt. Über die Mémoires sur la guerre d' Espagne vergleiche das Werk der Lady Blennerhaſſet III. 305 fg.

Doch von dieſer Abſchweifung kehren wir zu Chamiſſo und Frau v. Staël zurück. Wie erwähnt, haben ſich ein Brief der Freundin der Franzöſin an den Freund und zwei Proben der petite poste erhalten. Der erſtere ſtammt aus dem Jahre 1810. (Vgl. die Anmerkung zu S. 264.)

Der Brief, der gleich folgen ſoll, iſt von außerordentlicher Wichtigkeit für die Schreiberin und für ihren Freund Barante; da dieſer aber auch im Leben unſres Dichters eine Rolle ſpielt, ſo iſt er auch in unſrem Zuſammenhange wichtig. Denn der im Briefe genannte Proſper iſt natürlich Barante; die Charakteriſtik

des Vaters und Sohnes ist ein Meisterstück zu nennen. Auch die Bemerkung über die Stellung der Schreiberin zu ihrem Gatten, dessen Namen sie damals, bereits zehn Jahre nach seinem Tode trug, sind von der höchsten Bedeutung. Wenn man das oft angeführte Buch der Lady Blennerhasset liest, so findet man die Beziehungen zu Prosper Barante nicht im allergeringsten angedeutet, und schon deswegen ist unsre Stelle von außerordentlicher Bedeutung. Auch das Verhältnis zwischen den Gatten wird durch das dickleibige Buch nicht klar. So ausführlich die Brautwerbung des Barons v. Staël dargestellt und so genau auch auf die Trennung der Ehe eingegangen wird (letzteres II, 319ff.), die eigentlich innere Geschichte dieser Verbindung wird durchaus nicht erzählt. Die einzige Stelle, in der ganz oberflächlich der Versuch gemacht wird, die Lösung der mehr als ein Jahrzehnt lang dauernden Ehe zu entwickeln, klingt weit mehr wie eine Verteidigung denn als eine Schuldigsprechung der verlassenen Gattin. Man halte diesen Tadel des groß-

angelegten und nach vielen Richtungen ausgezeichneten Buches nicht für ungerechtfertigt und spreize sich nicht mit der vornehm klingenden Bemerkung: der Hinweis auf Eheirrungen und Liebesverhältnisse gehöre in das Gebiet des Klatsches, sei aber nicht Aufgabe einer ernsten oder sogenannten wissenschaftlichen Biographie. Gerade bei einer Frau, wie Madame de Staël, deren Herzensleben fast ebenso vielgestaltig war, wie ihre geistigen Taten, gehört die Erzählung und psychologische Begründung dieser weiblichen Stimmungen und Erlebnisse zu den Hauptaufgaben der Biographie. Und darum ist unser Brief ein Dokument von höchster Bedeutung für die Französin, in deren Umgebung sich der deutsche Dichter zwei Jahre lang befand.

So wichtig das Dokument nun auch für die Schreiberin und ihr inneres Leben ist, so ist es auch für Chamisso und seine Verbindung mit der geistreichen Frau von großem Werte. Nicht etwa wegen der Stelle über das Tabakrauchen, obwohl auch diese anmutig ausgedrückt

iſt, ſondern wegen einiger Worte, die in Verbindung ſtehen mit der Aufforderung, dieſe Untugend abzulegen und wegen der kurzen Bemerkung über Religion. Was für einen Plan die Herrin von Coppet mit ihrem deutſch-franzöſiſchen Gaſte hatte, ob eine Anſtellung etwa in ihrem Hauſe als Erzieher, Vorleſer oder Reiſebegleiter, oder ſonſt in einer Familie, iſt freilich nicht zu beſtimmen. Auch die Worte über Religion ſind etwas dunkel und laſſen es, da wir Chamiſſos Brief nicht beſitzen, unklar, was er denn eigentlich geſagt hat, um dieſe Entgegnung hervorzubringen. Aus dem Schluß des Briefes ſcheint aber hervorzugehen, daß der in der Ferne Lebende ſich aus den Banden der Zauberin zu befreien ſuchte und doch wieder den Lockungen unterlag, die von der mächtigen, ſo viele unterjochenden Frau auch auf ihn ausgeübt wurden. Der Brief ſelbſt, der wie die meiſten übrigen in dieſem Buche abgedruckten Aktenſtücke aus den Handſchriftenſchätzen der Varnhagenſchen Sammlung in der Berliner Kgl. Bibliothek entnommen iſt, lautet ſo:

Frau v. Staël an Chamisso.

Genève ce 19 Octobre[1]).

„Je suis sûre mon cher ami, que me connaissant vous sentez ce que j'ai écrit à Prosper. Je lui ai mandé que tout ce qui est moi était à ses ordres et j'attends sa réponse. Je ne crois pas comme vous, qu'il quitte sa carrière. Son père est fort ambitieux et si j'en avais pu douter je l'aurais terriblement vu par sa manière d'être dans cette circonstance. Il est peu d'intérieures qui me parut plus désagréable que celui de M. de B.: le père, autant Prosper est aimable, facile, délicat, autant l'autre est ombrageux et despotique et plus il est estimable sur les grands rapports de la morale, plus on se reproche de le trouver insupportable. Je pense donc que Prosper ferait très mal s'il ne s'unit

---

[1]) Varnh. hat dazu bemerkt: 19. Dez. 1810. Die Schrift der berühmten Frau ist so erstaunlich flüchtig, daß Vieles nur erraten werden kann.

pas à moi de se mettre d'une manière quelconque dans la dépendance de son père. Vous trouverez peut-être singulier qu'une personne aussi vive que moi parle avec cette simplicité du sort de sa vie, mais j'ai plus éprouvé que personne, combien je ne puis rien sur ma destinée. J'aime assez tendrement Prosper pour être heureuse de n'exister que pour lui, mais s'il n'a pas le mouvement qui répond au mien, j'ai un trésor de résignation ou de fierté comme vous voudrez l'expliquer qui me fera soutenir ce chagrin. Je le connais le chagrin et mes yeux ont versé bien des larmes. Mais jamais excepté dans mes rapports avec M. de Staël je n'ai eu tort envers personne et ma conduite avec Prosper en particulier est inattaquable, du moins je le crois ainsi. Le monde roule sur ma tête, c'est plus qu'un pauvre passereau n'en peut supporter. La main qui réunit la Baltique à la Seine ne peut changer mon cœur, mais elle doit disposer

de mon sort et quand la moitié probable de la vie est parcourue, le prestige de l'existence est fini. — En voilà beaucoup sur moi. Peut-être Prosper ne vous aura-t-il pas dit ce que je lui ai écrit, mais disposant de mon secret je n'ai pas craint de vous le confier. Mon cœur seul et non mon amour propre craint sa réponse. Après tout, si ce sort ne lui paraît pas heureux, il ne l'aurait pas été pour moi. Parlons de vous. Si je restais ici, je vous prierais avec instance de venir vivre près de moi; mais si mes liens avec Prosper sont brisés, je compte m'éloigner au printemps, mais en vérité ce que je deviendrai, je l'ignore. Ne pouvez-vous pas en attendant mon sort prendre la vocation de Napoléonville? Prosper vous servira tant qu'il le pourra et moi peut-être aussi; mon amitié ne sera pas stérile. Je vais vous dire une bêtise, mais qui cependant est essentielle. Pourriez-vous faire le sacrifice de cette pipe, qui est si pénible à tous nous autres Français?

J'avais l'idée de quelque chose qui peut-être vous aurait été agréable, mais cela y est un obstacle. — Adieu, god bless you. — Vous m'avez écrit une lettre très spirituelle. Ne croyez pas que la religion fasse (?) sortir de la vie, — elle en est le secret — c'est l'expropriation de soi-même. Adieu, adieu. Votre raison pour ne pas m'écrire est fort spirituelle, mais à présent que je vous ai donné une grande raison personelle à moi de me répondre — parlez moi — adieu.

Die zwei aus derſelben Quelle ſtammenden Unterhaltungen, die unſrem Briefe folgen ſollen, denn es ſind, wie aus der Handſchrift und aus der Erhaltung der Blätter hervorgeht, ganz ſicher zwei, wahrſcheinlich auch an verſchiedenen Tagen geführte Unterhaltungen, ſind gleichfalls bedeutſame Aktenſtücke. Sie ſollen nicht mit einem großen Kommentar beſchwert werden, zumal einzelne Anſpielungen ſich nicht recht deuten laſſen, wie z. B. die Redensart: Alexandre à jeun. Auch das

Sprachliche ſoll nicht im einzelnen gedeutet werden; ich habe die Orthographie moderniſiert und die Sprachfehler entfernt.

Denn Ch. gebraucht auch das Franzöſiſche nicht ganz korrekt: er ſchreibt serises ſtatt cerises, er ſetzt manchmal ein e, wo ein a ſtehen muß (dépendance); es entſchlüpft ihm vous avez éludez ſtatt éludé, er ſchreibt: estes für êtes.

Nur eine Frage ſoll uns beſchäftigen: ſind dieſe Unterhaltungen bloß als geſellſchaftliche Zerſtreuungen und Spiele aufzufaſſen, die keine richtigen Schlüſſe auf die Stimmung der ſchreibenden Perſonen zulaſſen, oder ſind ſie vielmehr Äußerungen wirklichen Gefühls, treue Spiegelbilder der Stimmung und der Kämpfe der Beteiligten? Die Frage kann man nur beantworten, wenn man die hier gegebenen Bruchſtücke der petite poste mit dem bereits Bekannten in Hitzigs Chamiſſo-Biographie vergleicht. Da muß man allerdings ſagen, der Ton in unſren Fragmenten iſt wärmer, vertraulicher, die behandelten Gegenſtände intimer.

Das ist nicht mehr die Atmosphäre geistreichen, aber banalen Salongeschwätzes, sondern die schwüle Luft eines für Mann und Frau gefährlichen Boudoirs. Der Schluß, der an zweiter Stelle abgedruckten Unterhaltung, von der ich bei dem Mangel jedes Datums nicht zu beweisen vermag, daß es das zweite ist, wohl aber dies anzunehmen geneigt bin, ist charakteristisch genug: Der Empfänger wird zum Verbrennen des Schriftstückes aufgefordert: die ihrer sonst so sichere Herrin fühlt und beklagt ihre Unsicherheit. Schon aus dieser Stelle ist es ganz zweifellos, daß die folgenden Stücke dem ersten, nicht dem zweiten Aufenthalt Chamissos bei Frau v. Staël ihre Entstehung verdanken. Sie lauten so:

Petite poste.

Ch. Madame, vous m'avez fait l'honneur de me dire que vous aviez plusieurs questions à m'adresser et je vous ai promis question pour question. J'ai l'honneur d'attendre vos ordres.

St. Il est vrai que je veux me mettre en relation d'esprit avec vous mais votre côté français me met un peu en défiance.

Ch. Qu'entendez-vous par ces paroles: Côté français?

St. C'est difficile à définir; mais c'est une nuance de dedain et peut-être de sécheresse. Ai-je raison?

Ch. S'il m'est permis de le dire, vous avez tort. Qui pourrait craindre mes dedains? Vous Madame? Oh je vous supplie, ne vous moquez pas de moi! Sécheresse? Celui auquel pour son malheur cette qualité appartient est beaucoup plus à plaindre qu'à craindre.

St. N'avoir pas besoin des autres est toujours une puissance.

Ch. C'en est du moins la marque.

St. Est-ce sûr? Prenez-vous le sentiment pour une faiblesse? Il porte au dévouement qui est la plus grande des forces morales.

Ch. Permettez que je vous renvoie à un infolio ou plusieurs volumes, où j'aurai

l'honneur de vous répondre un peu plus au long — mais en abrégé: La dépendance est la marque de l'impuissance et l'indépendance la marque de la puissance. Que peut on dire à cela? — Le sentiment n'est point une faiblesse, n'est point une dépendance, n'est point une impuissance, c'est au contraire une puissance active. — Permettez d'en appeler à Alexandre à jeun. Quel droit avez-vous de m'accuser de sécheresse. A quel titre?

St. Qu'entendez - vous par à jeun? Alexandre ne saurait comprendre ce mot? J'ai deviné la sécheresse comme on devine sans motifs.

Ch. Eh bien donc! Pourquoi m'avez-vous donc accusé hier d'être amoureux?

St. Ah cela ne signifie rien. La sécheresse n'empêche pas ce qu'on appelle amoureux.

Ch. Fait-on donc ici sécher les amours, comme les cerises ou les pruneaux?

St. Je n'aime pas cela. Donnez[1]) moi de vos idées. Les jeux de mots sont bannis de la petite poste.

Ch. Pardon, si j'ai le malheur de vous déplaire. Mais remarquez bien que c'est toujours vous qui avez éludé toutes mes questions.

St. Avec le temps je repondrai.

Ch. Vous n'êtes donc pas d'avis qu'il ne faut repondre de rien.

Damit bricht dies Geſpräch ab; der Dichter ſchließt mit einem Wortſpiel, obgleich es die Herrin verboten hatte. Denn als Herrin zeigt ſich Frau von Staël auch hier; ſie tadelt und lobt; ſie beſänftigt den leicht Erregbaren, den ſie mit Geſchicklichkeit zu zügeln verſteht.

St. Qu'avez-vous ce soir? Ai-je rien (!) écrit que vous déplut?

Ch. Non, mon amie, ce n'est pas cela. Mais c'est un sentiment que je n'ai jamais

[1]) Die richtige Leſung dieſes Wortes vermag ich durchaus nicht zu garantieren.

éprouvé et dont je ne puis me rendre compte moi-même. J'ai le cœur serré, je souffre même physiquement et j'irai prendre l'air.

St. Etez-vous mieux?

Ch. Oui. Je vous prie, ne prenez pas garde à cela, il est des choses qu'il faut laisser passer d'elles-mêmes. Pardonnez-moi, ma chère amie, de vous donner un tel spectacle. Un peu de patience et d'indulgence.

St. Est-ce celle qui se tait ou celle qui parle, dont votre âme est triste? —

Je ne conçois pas, comment vous ne m'entendez pas — je vous demande je ne sais pas quoi — mais ce qui vous occupe.

Ch. Je vous avouerai que sans penser à rien je croyais sentir que quelqu'un qui a des droits sur moi, souffrait infiniment à mon sujet — et tout calcul était loin de moi.

St. Vous n'avez pas dit un mot qui peut faire de la peine à celle dont vous

êtez occupé. Comment pouvez-vous supposer cela, vouz me blessez plus vivement que je ne puis le dire.

Ch. Je ne sais, mais la seule chose, dont je ne doute pas, c'est qu'elle m'aime.

St. Ne croyez vous pas que suivant les situations les sentiments doivent être appréciés?

Ch. Il y a à cela plusieurs reponses et plusieurs applications possibles.

St. Brulez cette petite poste — il y a quelque chose en vous qui m'inquiète, je ne lis pas dans votre cœur ni dans le mien.

Chamiſſos Aufenthalt bei der großen Schriftſtellerin war für ihn keine verlorene Zeit: es war nicht wie er es darzuſtellen liebte, eine Epoche bloßen Nichtstuns und gewiß noch weniger eine Periode des Koſens, es war vielmehr der Abſchluß der Lehr-, man möchte ſagen, der Wanderjahre. In den feinen Kreiſen der Schloßherrin von Coppet hatte der Unſtete,

feiner Geſelligkeit Ungewohnte und mit höflichen Formen nicht Vertraute den höheren Geſellſchaftston kennen gelernt, um ihn definitiv zu verwerfen. Und ferner: er, der bis dahin ſchwankend geweſen war über Beruf und Nationalität, wurde nun feſt: in Frankreich erkannte er, daß er zu den Deutſchen gehörte. Gerade während dieſes halben Nichtstuns, während dieſer produktiven Unfruchtbarkeit, bei der er doch mancherlei überſetzte und namentlich durch Anregung Barantes und de la Foyes außerordentlich viel las, zumal aus den Literaturgebieten, die ihm bis dahin verſchloſſen geweſen waren, wurde er ſich bewußt, daß ſeine Natur zur bloßen Beſchäftigung eines Journaliſten und Dichters nicht geeignet war; ein unerſättlicher Lerneifer hatte ihn befallen, wiſſenſchaftliche Sehnſucht regte ſich in ihm und zeigte ihm als ſeine Beſtimmung, als Forſcher und Lehrer tätig zu ſein. Er ging aus Frankreich als Deutſcher und als angehender Mann der Wiſſenſchaft; ſeine deutſchen Freunde, denen ſeine künftige Lebensſtellung

große Sorge machte, freuten sich hauptsächlich darüber, daß er dem Vaterlande wiedergewonnen sei und begrüßten den lange Entbehrten, für dessen inneres Heil und äußere Ruhe sie die schwersten Befürchtungen gehegt hatten, mit aufrichtiger Herzlichkeit.

Zeugnisse für diese Stimmung mögen die beiden hier folgenden Briefstücke geben:

Fouqué an Helmina von Chézy.

13. Juli 1812.

Die arme Frau v. Staël thut mir weh. Ich ahne es wohl, wie ein so glühendes heftiges Gemüth, ein so funkensprühender Geist durch das Leben zerrissen werden kann, wenn die Eisrinde der Aufklärung und Unphilosophie in den frühsten Jahren drum hergelegt worden ist und nunmehr vor erhöhter Geistes- als Herzensbildung schmilzt. So wenigstens kommt sie mir vor, aus ihren Büchern, aus Adelberts Briefen und aus ihrem ganzen Thun und Treiben. Schlimm ist es, daß mit ihr zugleich manch ein edles Gemüth untergehen mag, das

sie unwillkürlich in ihren Strudel zieht. Denn daß mein theuerer Meister A. W. Schlegel nahe dem Untergang kämpft in jenen Fluthen ist mir furchtbar wahrscheinlich. Wenn er nur noch kämpft! aber ich fürchte fast, er läßt sich umtreiben, wie es die Fluthen wollen, halb in trüber Ergebung, halb in selbsttäuschender Träumerei. Ich kenne solche Zustände wohl und ich ahne, wie sie auf sein weiches, beinah weiblich zartes Gemüth zerstörend einwirken müssen. Daß es milde und gut von Ihnen war, Adelberten zum Dortbleiben zu rathen, erkenne ich mit Rührung an. Ob es aber der armen Staël helfen und nicht ihm unendlich schaden könne, ist eine andere Frage. Er mit seiner tiefen Treue und Wahrheit kann ihr nichts oder doch nicht diese eigentlich helfende geben, ihr die, wir mögen sie stellen, wie wir wollen, trotz aller ihr innewohnenden Gemüthlichkeit doch in höchst eitler Verbildung befangen ist. Wenn Adelbert einmal wieder deutschen Boden betreten hat, denke ich wohl, er geht nicht wieder aus unserer aller Nähe fort.

Derſelbe an dieſelbe.

23. November 1812.

Da war einer der erfreulichſten Lichtblicke die Rückkehr unſeres lieben Adelberts, von welcher gewiß nun auch Sie ſchon vorlängſt unterrichtet ſind. Er ſchenkte mir bald nach ſeiner Ankunft einige Wochen.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Von **Ludwig Geiger.** Zwei Bände. Gr. 8°. Geheftet 30 Mark. Gebunden 34 Mark.

Inhalt: Erster Band: Erstes Buch: Die Begründung 1688—1713. Erstes Capitel. Friedrich der Erste und Sophie Charlotte. — Zweites Capitel. Hofdichter und Hoffeste. — Drittes Capitel. Religiöse Bewegung. — Viertes Capitel. — Entwickelung der Wissenschaft. — Fünftes Capitel. Blick auf die Entwickelung der Kunst. — Zweites Buch: Die eiserne Zeit 1713—1740. Sechstes Capitel. Der neue Herr. — Siebentes Capitel. Religiöse Zustände. — Achtes Capitel. Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst. — Neuntes Capitel. Sittlich-ökonomische Zustände. — Drittes Buch: Das Zeitalter der Aufklärung 1740—1786. — Zehntes Capitel. Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof. — Elftes Capitel. Die Aufklärung. — Zwölftes Capitel. Mendelssohn und die Juden. — Dreizehntes Capitel. Zeitungen und Zeitschriften. — Vierzehntes Capitel. Lessing und die deutschen Schriftsteller. — Fünfzehntes Capitel. Die Franzosen. — Sechzehntes Capitel. Entwickelung der Wissenschaft. — Siebzehntes Capitel. Schulen und Erziehung. — Achtzehntes Capitel. Theater und Musik. — Neunzehntes Capitel. Sittliche und ökonomische Zustände. — Zwanzigstes Capitel. Bildende Kunst. — Schluß. — Zweiter Band: Erstes Buch: Niedergang und Entartung 1786—1808. Erstes Capitel. Neue Zustände. — Zweites Capitel. Dichter und Schriftsteller. — Drittes Capitel. Unterricht und Wissenschaft. — Viertes Capitel. Die Romantiker und ihre Gegner. — Fünftes Capitel. Theater. — Sechstes Capitel. Gesellschaften und Clubs — Siebentes Capitel. Die Franzosenzeit 1806—1808. — Zweites Buch: Wiedergeburt und Befreiung 1808—1815. Achtes Capitel. Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens. — Neuntes Capitel. Patriotische Stimmung 1809. — Zehntes Capitel. Gründung der Universität. — Elftes Capitel. Vor dem Sturm 1810—1812. — Zwölftes Capitel. Die Befreiungskriege 1813—1815. — Drittes Buch: Fünfundzwanzig Friedensjahre. Dreizehntes Capitel. Goethe. — Vierzehntes Capitel. Die Reaction. — Fünfzehntes Capitel. Die jüngere Romantik. — Sechzehntes Capitel. Litterarisches Stillleben. — Siebzehntes Capitel. Das Theater. — Achtzehntes Capitel. Berliner Witz. — Neunzehntes Capitel. Erwachen des politischen Sinnes. — Zwanzigstes Capitel. Wissenschaftliches Leben. — Register.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von **Ludwig Geiger.** Gr. 8°. Geheftet 8 Mark. Gebunden 10 Mark.

Inhalt: Erstes Kapitel. Das neue Jahrhundert. — Zweites Kapitel. Wieland an seinen Sohn Ludwig (1802). — Drittes Kapitel. Böttiger's Weggang von Weimar. — Viertes Kapitel. Die ersten Zeiten der Maria Paulowna. — Fünftes Kapitel. Berühmte Besuche (1804—1806). — Sechstes Kapitel. 1806. — Siebentes Kapitel. Goethe's Unterredung mit Napoleon 1808. — Achtes Kapitel. Franzosenschwärmerei und deutsche Gesinnung (bis 1815). — Neuntes Kapitel Ch. G. von Voigt, Goethe's Amtsgenosse. — Zehntes Kapitel. Preßfreiheit und Landstände. — Elftes Kapitel. Vor und nach Goethe's Tode.

Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen von **Ludwig Geiger.** Gr. 8°. Geheftet 7 Mark. In Halbfr. geb. 9 Mark.

Inhalt: I. Isotta von Rimini. — II. Ein lateinisches Epos über die Jungfrau von Orleans (1516). — III. Molière und die Frauen. — IV. Goethe's Schwester. — V. Charlotte von Schiller. — VI. Dorothea Schlegel. — VII. Karoline von Günderode. — VIII. Fürst und Künstlerin. — IX. Johanna Motherby. — X. Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen. — XI. Bettina von Arnim und Moritz Veit. — XII. Heinrich und Charlotte Stieglitz. — XIII. Leopold Schefer und Karl Werder. — XIV. Otto Ludwig. — XV. Fanny Lewald. — XVI. Guy de Maupassant. — Anmerkungen.

Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mittheilungen von **Ludwig Geiger.** Neue Sammlung. Gr. 8°. Geheftet 7 Mark. In Halbfranz gebunden 9 Mark.

Inhalt: Vorwort. — 1. Aus Therese Huber's Herzensleben. I. Therese und ihre Mutter. II. Therese und F. L. W. Meyer. — 2. Ein Porträt Carolinens, nebst erläuternden Actenstücken. 1. Anhang: Huber und Schlegel. 2. Anhang: Du Vau über Schlegel bei Frau von Staël. — 3. Briefe von Dorothea an A. W. Schlegel mit Antworten des Letzteren. 1818—1835. — 4. Ungedruckte Gedichte von Karoline von Günderode. — 5. Rosa Maria Assing. — 6. Ernestine Reiske. — 7. Henriette von Lüttwitz. (Eine vermeintliche Liebe Goethe's.) — 8. George Sand und Alfred de Musset. — 9. Otto Roquette. — Literarische Notiz.

PT 1834 .Z5 .G4 C.1
Aus Chamisso Fruhzeit :
Stanford University Libraries
3 6105 036 788 029

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBI
STANFORD, CALIFORNI
94305